Anmerkungen
Zusätze und Erläuterungen
zum II. und III. Theil
der
Memoires von St. Simon.

Aus den Papieren des Herzogs und mehrerer seiner Zeitgenossen, auch aus einigen gedruckten Memoires.

I.

Ueber die Sorgfalt des Königs für seine Maitressen. Frau von Montespan.

Ludwig XIV. an Colbert.

Nancy d. 26. September.

Sie haben mir bisher in keinem Ihrer Briefe gemeldet, wie es mit der Arbeit an den Terrassen bei dem Appartement der Frau von Montespan zu St. Germain steht. Die, welche angefangen sind, müssen fertig gemacht und die übrigen ebenfalls arrangirt werden; auf der einen soll ein Vogelhaus angelegt werden, um Vögel darin zu halten, und zu dem Ende müssen bloß die Seiten und das Gewölbe gemahlt, die Seite nach dem Hofe zu mit einem feinen eisernen Gitterwerk zugezogen und unten ein Brunnen angelegt werden, damit die Vögel trinken können. Was die andere betrifft, die muß gemahlt werden; auch muß man einen Brunnen in der Tiefe anlegen. Denn Frau von Montespan will Erde hinführen und einen kleinen Garten daraus machen lassen. Melden Sie mir, was bis jetzt dafür geschehn ist.

Nach den Memoiren von Duclos war Ludwig XIV. zuerst von einer alten Kammerfrau der Königin Mutter, Beauvais genannt, verführt worden. Dieses bleichgelbe, runzelichte,

lige, einäugige Geschöpf, ohne Geist und Anmuth, hatte sich des Prinzen frühzeitigen Genußtrieb zu Nutze gemacht und seine Unschuld gemißbraucht, um seine erste Liebe zu erschleichen. Alle Welt war damals erstaunt, und war es noch zu meiner Zeit, daß der Prinz, der schönste junge Mensch im ganzen Königreich und vielleicht von allen seinen Zeitgenossen, nicht mehr Muth gehabt hätte, den ersten Drang durch eine bessere Wahl zu befriedigen. Lange blieb seine Intrigue ein Geheimniß: nur die Königin-Mutter wußte davon; aber sie ließ ihn damit spielen, weil eine Liebschaft dieser Art ihrem Einfluß auf ihn nicht hinderlich seyn konnte.

Erst nachdem der König den Kardinal Mazarin verlohren und seine Nichte vergessen hatte, ließ er seine Leidenschaft sich in voller Freiheit entwickeln. Ausser der Königin und seinen erklärten Geliebten liebkoste er jedem schönen Gesichte, das ihm gefiel. Die Liebe spielte während seiner ganzen Regierung eine sehr bedeutende Rolle; nur artete sie zuweilen in wirkliche Ausschweifung aus. Ein glühender Trieb nach sinnlichem Genuß machte den großen König blind gegen seine Herablassungen zu Aufwärterinnen, Blumenmädchen, Hofdamen, Schauspielerinnen, ja sogar zu Weibern braver Männer, die sich deswegen auf immer mit ihnen entzweiten. Bontems, sein erster Kammerdiener, hatte das wichtige Geschäft dieser Menus-Plaisirs, und behielt die besondern Umstände dieser Galanterieen als Geheimniß des Königs. Er ließ die Kinder erziehen; die Mädchen, welchen der König 20000 Rthlr. zur Aussteuer gab, brachte er an den Mann; die Söhne wurden bei den Truppen angestellt. Besonders gefiel dem König eine gewisse des Oeillets, die Tochter einer Schauspielerin. Diese hielt sein Herz ziemlich lange fest; strebte auch nach dem Vorzug, erklärte Geliebte zu seyn. Als es ihr Ludwig XIV. standhaft abschlug, grämte sie sich darüber dergestalt, daß sie vor Kummer starb.

Von den vielen weiblichen Geschöpfen, die er um sich gehabt hat, liebten nur wenige den Monarchen, der doch wirklich liebenswürdig war, der auch ein Frauenzimmer gewiß hätte glücklich machen können, wenn er nicht König gewesen wäre. Fast alle heftete Eigennutz oder Stolz an ihn: diejenigen aber, die ihn wirklich wegen seiner selbst liebten, waren so unglücklich, daß sie ihn nicht lange genießen konnten,

ten, weil er ihrer überdrüssig ward. Madam Ludri liebte ihn zwei Jahre lang mit Leidenschaft: nach zwei Jahren mußte sie andern weichen, weil die Montespan dem König einen Wink hatte geben lassen, die Ludri hätte eine gewisse geheime Krankheit, eine Art von Flechte. Die Valliere war die einzige, die ihn aufrichtig und vernünftig liebte, die ihn wirklich hätte befriedigen können, wenn er nicht einen überwiegenden Hang zur Veränderlichkeit gehabt hätte. Auch die Fontange liebte ihn sehr: nur brachte sie in alles, was sich auf ihre Liebe bezog, einen gewissen Anstrich von Idealischem, von Romantischem, so daß der König ihrer sehr bald vergaß. Was die Montespan betrifft, so war sie ein Dämon von Witz, Stolz und Eitelkeit; wurde aber von der Frau von Maintenon nicht wenig gedemüthigt, und mit vieler Geschicklichkeit vom Hofe verdrängt. Bis dahin hatte sie durch ihren Stolz die Königin empfindlich gekränkt. Sie war sehr schön, aber ihr Herz durchaus verdorben; und ohnerachtet der König der schönste Mann von der Welt war, zog sie ihm dennoch manchen andern vor. Ehe der König sie liebte, scheute man ihren Umgang, denn man verlor dadurch alle Aussicht auf Gunst des Hofs; nach ihrer Erhöhung wurde sie eine der bedeutendsten Gönnerinnen. Sie war hochmüthig und hart; über jedermann erlaubte sie sich die bittersten Spötteleien. Zuweilen machten dergleichen Spötteleien dem König einiges Vergnügen: allein sein Charakter konnte doch nicht lange Nahrung in einem Komischen finden, das öfters sehr zum Niedrigen herabsank.

Auch die Frau von Soubise war lange Zeit die Geliebte des Königs, und die einzige, die wirklich Herrschaft über ihn gewann, so sehr auch der König sich scheute, beherrscht zu werden, und so unerträglich ihm diese Lage beständig blieb. Sie hatte sich mit ihm auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie, (nach der Versicherung des Grafen von Maurepas in seinen Memoiren), als es ihr einmal nicht beliebte zu geben, und er mit Gewalt nehmen wollte, dem königlichen Liebhaber eine Ohrfeige gab.

II.

Ludwig XIV macht seine Minister, sogar den tugendhaften Colbert, zu Gehülfen seiner Vergnügungen.

Bontemps war vorzüglich der Gehülfe seiner geheimen Abentheuer.

Demungeachtet war der König so anmaßend, daß er selbst die Staatsminister nöthigte, ihn bei seinen Ausschweifungen zu bedienen. Er schrieb von Metz aus den 31 August 1663 an Colbert folgenden Brief, in welchem auch nicht ein einziges Wort ohne Bedeutung ist.

„Beifolgende Briefe müssen bestellt werden, besonders aber die, welche ohne Addresse sind und der Person angehören, die ich Ihnen bei meiner Abreise empfohlen habe.

Sie verstehn mich wohl."

Der König meinte eine Maitresse.

III.

Ueber Frau von Maintenon.

Auszug aus den Memoires du premier Ministère du Comte de Maurepas. Th. I. S. 140.

Frau von Maintenon, eine geborne Aubigné aus einem alten protestantischen Hause, war in Amerika geboren und hatte von Kindheit an den Wunsch gezeigt, nach Frankreich zurückzukehren. Sie wandte sich zu dem Ende an Frau von Blenac, deren Mann Gouverneur war und nach Frankreich zurückgehen wollte und bat sie, daß sie sie mitnehmen möchte, indem sie sich zu allem erbot, worin sie ihr dienen könnte.

Frau

Frau von Blenac hatte es ihr versprochen, aber ihr Mann, der den in Amerika gebornen europäischen Kindern nicht hold war, wollte seine Einwilligung nicht dazu geben; aber sie gewann auch ihn. Maurepas, aus dessen ungedruckten Memoires ich großentheils die Notiz entlehne, sagt Th. I. S. 41. der Gouverneur sey von ihrem schmeichelhaften Betragen eingenommen worden und habe sich in sie verliebt, und Frau von Blenac habe sodann in Paris, wohin sie sie mitgenommen hatte, ihrer loszuwerden gesucht.

Als Madam d'Aubigné in der Hauptstadt angekommen war, wurde sie von ihrer Verwandten nicht anerkannt. Sie besuchte anfangs häufig eine gewisse Dem. David, die als ein geistreiches Frauenzimmer bekannt war, und bei welcher sich jeden Abend alles, was in Paris auf Geist Anspruch machte, versammelte. Dadurch wurde Madem. d'Aubigné bekannt Sie fand, sagt Maurepas, in dieser Gesellschaft viel Beifall und hatte sogar einige Abentheuer, welche Aufsehen machten. Madem. David war mit der Marschallin de la Ferté und mit der Gräfin d'Olonne bekannt, die auf Geist und Galanterie Anspruch machten. Sie verschaffte ihrer Freundin die Bekanntschaft dieser Damen und kam auf den Einfall sie an den bekannten Dichter Scarron, dessen Gesellschaft sehr gesucht wurde, zu verheirathen.

Man hatte Mühe die Einwilligung der Madem. d'Aubigné zu erhalten, die den drollichten Dichter in guter Gesellschaft besuchte. Aber die Marschallin de la Ferté und die Gräfin d'Olonne wußten sie endlich dazu zu bringen. Scarron, in allem drollicht, machte im Heirathscontract zur Bedingung, daß sie keine Bänder und seidenen Kleider tragen, ihn bei seinen Krankheiten gut pflegen, mit dem Essen immer auf ihn warten, in seiner Abwesenheit keinen Besuch annehmen, sich nicht eher als bis er es befehle, mit ihm zu Tische setzen und sich nicht anders als Mademoiselle Scarron nennen sollte. Ihr Vater, der die Verheirathung seiner Tochter in den amerikanischen Inseln erfahren hatte, kam nach dem Tode seiner Frau nach Poitou zurück und verheirathete sich daselbst wieder, erhielt aber keine Kinder in dieser Ehe. Madem. David fuhr fort auch nach Scarrons Tode sich für ihre Freundin zu interessiren.

IV.

Massillon's, Bischofs von Clermont, Urtheil über Frau von Maintenon, in einer Stelle aus seinen Memoires.

Der verstorbene König Ludwig XV. hatte Massillon dazu aufgefodert über die Zeit seiner Minderjährigkeit Memoires zu schreiben. Er bewahrte auch die berühmten Predigten, petit carême betitelt über die Pflichten der Fürsten und Könige im Manuscript auf, welche dieser große Kanzelredner vor ihm gehalten hatte.

Massillon stand im Rufe der größten Rechtschaffenheit, Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe; deßwegen forderte ihn der König zu diesem Werke auf, das nebst seinen Predigten lange in seinem Cabinete lag.

Die historischen Memoires Massillons sind in demselben Geiste wie seine Predigten geschrieben, obgleich nicht so gut ausgearbeitet.

Indessen sind sie voll schöner wahrer Schilderungen; er schildert das Laster mit treffenden Zügen; seine Gemälde sind mit einer eigenen Schärfe gezeichnet und die Facta sind mit viel Verstand ausgewählt und mit viel Kunst verbunden.

Seine Schreibart ist nicht sehr gedrängt, aber doch nicht matt, sein Ausdruck ist reich, aber nicht überfüllt. Es ist die beste Schrift für die Geschichte der Minderjährigkeit Ludwigs XV, wo nicht die einzige, die wir haben. Denn Saint Simon, der als Mitglied des Conseil de Regence über so vieles Auskunft geben konnte, hatte viele Begebenheiten nicht angeführt.

In diesen Memoires sagt Massillon in der Geschichte der letzten Zeit Ludwigs XIV. folgendes über Frau von Maintenon:

„Frau von Maintenon war die einzige, die auf den König bedeutenden Einfluß hatte. Sie war ein Weib von vielem

lem Geist, hatte aber alle die Fehler einer Herrschsüchtigen. Ihre körperlichen Reitze hatten zuerst den König zu ihr hingezogen, und Vertrauen, Freundschaft und dauerhafte Achtung trat später an die Stelle der ersten Leidenschaft. In dem Betragen beider glaubte der Hof und die Hauptstadt zu entdecken, daß sie heimlich vermählt seyen. Sie war in alle Staatsangelegenheiten eingeweiht und hatte selbst auf die Wahl der Minister Einfluß."

Dúclos über die Frau von Maintenon.

Ludwig XIV. ward endlich so vieler Liebschaften müde, und heftete sich an die Frau von Maintenon, wiewohl sie zwei Jahr älter war, als er, und das jugendliche Ansehn nicht mehr hatte, das öfters die Blicke des Greises noch fesselt. Sie hatte die Kinder des Königs und der Frau von Montespan erzogen, und dadurch Zeit und Gelegenheit gehabt, ihre große Eroberung von weitem ins Gesicht zu fassen. Sie war Zeugin der geheimen Zänkereien zwischen dem König und der Frau von Montespan, und wußte sie mit vieler Feinheit wieder auszusöhnen. Dadurch gewann sie Achtung und Eingang beim König, der anfangs eine große Abneigung gegen sie gehabt hatte. Frau von Montespan sah in der Aufseherin ihrer Kinder eine sittsame, stille Frau, die mehr nützlich zu seyn als zu gefallen suchte; daß sie ihr gefährlich werden könnte, fiel ihr nicht ein. Ja, sie glaubte sogar, daß bei der so schweren Stelle einer Aufseherin der königlichen Kinder von niemand weniger zu besorgen seyn würde, als von ihr. Daher überredete sie auch den Monarchen, daß alles, was man von Madame Scarron ausgesprengt hatte, gänzlich grundlos wäre. Auf ihre eigne Veranlassung mußten diejenigen, die am meisten um den König waren, jenen Gerüchten widersprechen, und ihm eine bessere Meinung von der Gouvernante beizubringen suchen. Nach und nach gewöhnte sich der König, die Gouvernante zu sehen, bis endlich ihr Blick, der ganz voll Ausdruck der Liebe war, Eindruck auf ihn machte. Allein je zärtlicher der König wurde, desto zurückhaltender ward die Wittwe; immer wies sie die Versuche des Königs mit einer so ehrfurchtsvollen Festigkeit zurück, daß der Monarch sich schämte, weil er solcher Wei-

gerungen wenig gewohnt war. Er wiederholte seine Versuche: Madame Scarron erwiederte, noch ehrerbietiger als vorher, mit Vorstellungen von dem Zorn des Himmels über die bisherige Lebensweise des Königs; nie würde sie die Ursache von Frankreichs Unglück seyn, wenn ja der Himmel die Sünden seines Königs strafen wollte.

Ludwig XIV. erstaunte über die hohe Tugend der Wittwe Scarron; vieljähriger Genuß hatte ihn ermüdet. Ihr Beispiel, da sie Gewissensruhe dem Vergnügen, und die Gottheit einem Monarchen vorzog, überredete ihn, daß ein guter Christ sehr wohl in diesem Leben eine Art von Glückseligkeit genießen könnte, die ihm noch unbekannt und wünschenswerth wäre. Frau von Maintenon, die er häufig besuchte, bestärkte ihn in seinem Vorsatz, zeigte ihm beständig die Höllenpforten offen, und dagegen die Glückseligkeit der Frommen. Ganz in Bewundrung verlohren, erzählte der König jede dieser geheimen Unterredungen der Königin wieder. Die Königin, die nun wohl die Unmöglichkeit einsah, den König beständig zu machen, sah es wenigstens lieber, daß er eine fromme Dame vorzog. Ja, sie fühlte sich ihr gewissermaßen verbunden; trug auch selbst dazu bei, daß sie zur zweyten Dame d'atour bei der Dauphine, einer gebornen Prinzessin von Baiern, ernannt wurde.

Nach der Entfernung der Montespan und nach dem Tode der Königin herrschte die Frau von Maintenon dreißig Jahre lang als unumschränkte Gebieterin. Einfluß hatte die verstorbene Königin nie gesucht, nicht einmal gewünscht; desto mehr bekam die neue Favoritin. Nachdem der König auf ihr künstliches Eingeben fromm geworden war, brauchten sie die Jesuiten, um den Religionsangelegenheiten eine neue Wendung zu geben; sie aber bediente sich wieder der Jesuiten, um die Hand des Königs zu erlangen. Sie vergab alle Stellen zum Vortheil solcher Leute, auf deren Ergebenheit sie rechnen konnte, und entfernte diejenigen, die ihr gleichgültig waren. Sie bestärkte den König in seinen frommen Gesinnungen durch Erzählungen von fürchterlichen Träumen, die sie wegen seiner vorherigen Liebschaften gehabt haben wollte. Sie gewann den Pater de la Chaise, den Beichtvater des Königs, durch Versprechen von Beförderung und Aufhelfen seiner Familie, woran ihm alles lag. Sie gewann die ganze Gesellschaft Jesu

dadurch, daß sie die Aufhebung von Port-royal und die Vertilgung des Protestantismus begünstigte, und, wiewohl sie sich als Beschützerin des letztern im ganzen Umfang erklärt hatte, dennoch den biedern Kardinal von Noailles der Verfolgungswuth des Paters Tellier preis gab.

Unmerklich hatte sie die Bischöffe von Meaux, von Chartres, von Condom und noch einige Prälaten, welchen der König sein Vertrauen gönnte, auf ihre Seite gezogen. Als sie recht viele Anhänger hatte, sagte sie zum König: sie könnte unmöglich die Gewissensbisse, die sie Tag und Nacht quälten, noch länger bekämpfen. Der König sprach hierüber mit dem Pater de la Chaise; dieser schlug eine sogenannte Gewissensheirath vor. Anfangs wollte der König davon gar nichts hören; allein je mehr Hindernisse sich zeigten, desto mehr Geduld, desto mehr Entschlossenheit setzte ihnen Frau von Maintenon entgegen, und nach und nach brachte sie doch den Monarchen an das gewünschte Ziel. Immer fand sie der König, der sie täglich besuchte, zu den Füßen eines Kruzifixes in Thränen. Ihr Leiden rührte ihn; er bewunderte ihre Kämpfe zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu einem König; ihre erhabne Gesinnung machte tiefen Eindruck auf ihn. Er machte ihr wirklich die Hoffnung, daß sie ihn künftig ohne Vorwurf würde sehen können, und gab ihr dadurch Beruhigung. Allein der Dauphin erfuhr den Entschluß des Königs, und widersprach ohne Zurückhaltung mit Festigkeit; auch Fenelon stimmte ihm bei. Vergebens stellte man dem Dauphin vor, die Verbindung des Königs mit der Favoritin würde doch geheim und kinderlos bleiben; man versprach ihm sogar, Mlle. Fleury, seine Tochter von Mlle. de la Force, für rechtmäßig zu erklären: Monseigneur beharrte auf seinem Widerspruch. Der König, der im Grunde keine Lust haben mochte, sich mit dieser Heirath zu übereilen, schien erst die Stimmen darüber sammeln zu wollen, überdieß war ihm auch wohl daran gelegen, daß sein Sohn weder gegen ihn noch gegen die Frau von Maintenon durch einen solchen Schritt aufgebracht werden sollte. Genug, er verschob es von einer Zeit zur andern, so eifrig ihm auch die Favoritin mit dem Zorne des Himmels zu bedrohen fortfuhr.

Endlich, nachdem er sich lange blos leidend verhalten hatte, nahm er sie dennoch insgeheim als seine Gemalin an.

Der

Der ganze Hof, der es vermuthete, war innerlich eifersüchtig oder aufgebracht darüber. Die Prinzen fühlten sich beleidigt; und aus der Cabale zu Meudon, wo der Dauphin seinen Hof hielt, erschienen folgende Verse, die, so platt und boshaft sie auch sind, dennoch hier eine Stelle verdienen.

Que l' Eternel est grand! que sa main est puissante!
Elle a comblé de biens mes pénibles travaux:
Je naquis Demoiselle, et je devins servante,
Je lavai la vaisselle, et soufrir mille maux.
J'eus plusieurs amans, et ne fut pas ingrate,
Je me livrai souvent à leurs premiers transports,
A la Fin j' épousai ce fameux cul-de-jatte,
Qui vivoit de son vers comme moi de mon corps;
Mais enfin il mourut, et vieille devenue,
Mes enfans, sans pitié, me laissérent toute nue,
Lorsqu' un héros me crut encore propre au plaisir,
Il me parla d' amour; je fis la Madelaine,
Je lui montrai le Diable en fort de ses désirs,
Il en eut peur, le * *, et je me trouve reine.

Den König kränkte das Mißvergnügen seiner Familie; aber er verstellte sich, und hielt sein neues Verhältniß geheim. Oefters erfuhr Frau von Maintenon seine üble Laune; und wurde sie darüber beunruhigt, so suchte sie ihn durch verdoppelte ehrerbietige Schmeichelei wieder zu besänftigen. Auf einer andern Seite war sie unermüdet daran zu arbeiten, wie ihre Vermählung öffentlich bekannt gemacht werden könnte.

Die wichtigsten Geschäfte, worin sie sich mehr oder weniger öffentlich mischte, waren die Demüthigung der Jansenisten, die Verfolgung der Protestanten, die Standeserhöhung der natürlichen Kinder des Königs, und das Testament, welches den Herzog von Orleans von der Regentschaft ausschloß. Gegen die Unbilligkeit dieses Testaments half sich zwar der Herzog sehr bald durch seine Thätigkeit; aber die Angelegenheit der Bulle, womit der verstorbene König noch in seinem Alter sich abzugeben schwach genug gewesen war, zog eine längere Reihe von unangenehmen Folgen nach sich, eben weil es eine Religionssache betraf.

V.

Ueber das Schicksal und die Lage der Protestanten in Frankreich von Richelieus Regierung an bis zum Ende der verfolgungssüchtigen Regierung Ludwigs XIV.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes war ein Werk des Cardinals Richelieu.

Im Protestantismus herrscht die Liebe zur Freiheit, jeder hat das Recht seine Vernunft sprechen zu lassen und ihrem Richterstuhle selbst die heiligen Schriften zu unterwerfen; auch hat man bemerkt, daß diese Religion sich für republikanische und gemischte Regierungsformen, wie die Englische ist, am besten schickt.

Die Katholische Religion hingegen schickt sich für despotische Staaten, und erhält das Volk in seiner Sclaverey. Sie befiehlt den päpstlichen Bullen blind zu gehorchen; die Bullen werden Gesetze und die Militärgewalt unterstützt die Tyrannei einer Religion, die ihrem ursprünglichen Charakter nach nur die Waffen der Ueberredung und die Gewalt der religiösen Begeisterung brauchen sollte.

Der Protestantismus mußte also Ludwig XIV, Mazarin und Richelieu verhaßt seyn, obgleich der gütige Heinrich IV. das Edict von Nantes gegeben hatte. Und dieß war die wahre Ursache der Aufhebung dieses Edicts, worüber Saint Simon mit so viel richtigem Sinn und Einsicht, wie keiner seiner Zeitgenossen, spricht.

Da es die Aufgabe der Geschichte ist, die durch die Zeit getrennten Begebenheiten mit einander zu einem historischen Ganzen zu verbinden: so wollte ich der Geschichte von der Verfolgung der Protestanten in der letzten Periode Ludwigs XIV einige interessante, sich darauf beziehende Data aus der Jugendzeit des Königs beifügen. Der König war nämlich erst neunzehn Jahr alt, als der Protector Cromwell alle Protestanten von Europa in Schutz nahm.

Wir

Wir sehen dabei Colbert noch gleichsam als Secretär des Cardinals Mazarin auftreten, dem er in einer Angelegenheit, welche der stolze hochfahrende und heftige Charakter Cromwells sehr kritisch machte, umständlichen Bericht erstatter.

Wir lernen dabey den Character der Geistlichkeit vom J. 1657, den Charakter der Classe, welche Colbert damals die Frommen, die Jansenisten nannte, und den Character der Gutgesinnten kennen.

Der Englische Gesandte hatte ein Kind des Grafen von Isenguien katholischer Religion bey sich; man nahm es ihm weg aus Furcht, der Gesandte möchte es zur Protestantischen Religion erziehen.

Colbert an Mazarin.

d. 6. September 1657.

Ich habe dem Befehle Ew Eminenz zufolge mit dem Vorsteher des College des Graffins wegen des Sohnes des Grafen von Isenguien gesprochen. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, die, wie der Brief Ew. Eminenz besagt, den König bewogen hätten, der Republik England und dem Hrn. Protector für die dem Englischen Gesandten, durch Wegnahme des genannten Kindes vor der Thüre seiner Wohnung, angethane Beleidigung Genugthuung zu geben, so daß dabey aber das Gewissen des Kindes keinen Schaden leiden sollte; und sagte ihm, daß Se Majestät zur Leistung der Satisfaction den Knaben blos auf zwey Tage in das Haus des Ambassadeurs zurückschicken wolle, doch unter der Aufsicht eines Mannes, den er, der Vorsteher, wählen, und der den Knaben nicht aus den Augen lassen sollte, so daß ihm, da er in den Grundsätzen unsrer Religion durch seinen Unterricht befestigt sey, der Aufenthalt zu gar keinem Nachtheil gereichen könne. Nachdem ich noch vieles andere hierüber mit ihm gesprochen hatte, sagte der Vorsteher, der Knabe wäre jetzt nicht in seiner Schule, er habe ihn während der Ferien zur Erholung aufs Land geschickt, und wenn er da wäre und mein Verlangen hörte, so würde er zum Fenster hinaus seine Kamaraden um Hülfe rufen, und die

Nach-

Nachbarschaft in Alarm bringen; übrigens handle er so ganz recht und billig, indem er bey dem Knaben Vaterstelle vertrete und förmliche Vollmacht dazu habe; und es sey die größte Gewaltthätigkeit, die der Englische Gesandte begangen habe, indem er ihn, wiewohl auf Verlangen seiner Mutter, den Armen seines Vaters entrissen habe; es sey ihm ja durch einen förmlichen Parlamentsschluß die Aufsicht über den Knaben anvertraut, für den er haften müsse, und den er nur auf Befehl des Parlamentes wieder entlassen könne. Ich suchte ihn durch alle mögliche Ueberzeugungsgründe, die ich Ew. Eminenz nicht wiederholen will, noch zu bewegen; aber er blieb auf seinem Kopfe; und ich muß Ew. Eminenz hierbey melden, was mir der Herr Kanzler sagte, ehe ich zu dem Vorsteher ging, er sey ein höchst starrsinniger Mann, und mit vielen Metzgern und andern Handwerkern vom Berge St. Geneviève verwandt; und er sey desperat genug um diese Leute zu Hülfe zu rufen, und sich der Execution der königlichen Befehle zu widersetzen. Ich habe alles dieß dem Hrn. Generalprocurator gemeldet, und er hat mir gesagt, das einzige Mittel bey der Sache sey, daß man den genannten Vorsteher durch eine lettre de cachet nöthige, sich nebst dem Kinde vor dem Könige zu stellen.

Colbert an Mazarin.

v. 14. September 1657.

Gleich nach Empfang des Briefes Ew. Eminenz vom 4. dieses Monats, habe ich mit dem Hrn. Kanzler und mit dem Hrn. Generalprocurator wegen der Affaire des Englischen Gesandten gesprochen. Ersterer hatte durch den Hrn. Grafen von Brienne, nicht durch den Gesandten die lettre de cachet erhalten, vermöge welcher zwey Staatsräthe den Sohn des Grafen von Isenguien abholen, und dem Gesandten überliefern sollten. In Rücksicht dieses königlichen Befehles berathschlagten sich der Hr. Kanzler und Generalprocurator über das, was ich ihnen von den Absichten Ew. Eminenz in Gewißheit Ihres Briefes eröffnet hatte, und beschlossen hierauf, daß ich im Namen Ew. Eminenz zu dem Englischen Gesandten gehen, mit ihm von der Sache sprechen, ihm wegen der Unannehmlichkeiten, die

man

man sich bey der Abwesenheit des Königs durch die Execution der Genugthuung zuziehen könnte, indem man von vielen Seiten Widersetzlichkeit zu befürchten habe, Vorstellungen thun und ihn um Aufschub der Sache bis zur Rückkunft Se Majestät bitten sollte; im Fall daß ich dies nicht von ihm erhalten könnte, sollte ich ihm das Anerbieten thun, daß man den Knaben durch zwey der ältesten Staatsräthe zu ihm bringen lassen wolle. die fünf oder sechs Stunden bey ihm bleiben, und den Knaben dann in die Schule wieder zurück bringen soliten. Ja der Hr. Kanzler erbot sich, den Knaben selbst zu ihm zu bringen, wenn er mit den beyden Staatsräthen nicht zufrieden seyn sollte. Ich ging hierauf würklich zu dem Gesandten. Ich meldete ihm, daß ich auf Befehl Ew. Eminenz zum Vorsteher des college des Grasslins gegangen sey, ich sagte ihm was ich mit ihm gesprochen hätte, und daß eine Menge Leute, die Frommen, die Gut- und Uebelgesinnten, die Jansenisten und die Bischöfe, wiewohl aus verschiedenen Beweggründen, ausserordentlich viel Theil an der Sache nähmen, und brauchte mit allem mir möglichen Nachdruck die Gründe gegen ihn, welche in Ew. Eminenz Briefe enthalten sind; ja ich zeigte ihm sogar den Brief selbst, der so deutlich von Ew. Eminenz Achtung gegen ihn, und Dero gutem Zutrauen zu ihm zeugt, daß er den darin enthaltenen Gründen, warum in dieser Sache, zur Vermeidung einer gefährlichen Sensation auf das Volk, ein Ausweg gesucht werden müsse, Gehör geben werde. Nachdem ich ihm alles dieß vorgestellt hatte, sagte er, Ew. Eminenz glaubten mit Recht, daß er, soweit es seine Pflicht, und der seinem Herrn schuldige Gehorsam erlaubte, jedem für das Wohl und die Ruhe dieses Staates sprechendem Grunde Gehör geben würde; er könne mich versichern, daß er und ich die gemeinschaftlichen Diener eines Herrn wären, indem er nicht weniger als ich, für die Größe und die Zufriedenheit Ew. Eminenz interessirt sey, und er wisse wohl, daß Ew Eminenz überzeugt wären, daß er, der Pflicht seines Amtes gemäß, die Eintracht der beyden Königreiche zu erhalten, und zu befestigen beflissen sey; aber in diesem Falle sey es ihm unmöglich den Wunsch Ew. Eminenz zu erfüllen, er habe, seit der Wegnahme des Knaben, von seinem Herrn Befehl erhalten, Frankreich zu verlassen, wofern man ihm nicht Genugthuung leistete, und den Knaben zurücklieferte; er habe die

Befol-

Befolgung dieses Befehls bis jetzt aufgeschoben, in Rücksicht der Abwesenheit Ew. Eminenz, und dann wegen Ihrer Reise und Ihres Aufenthaltes am Hofe. Nachdem er auf die wiederholt erhaltenen ausdrücklichen Befehle zur Abreise von Ew. Eminenz die Versicherung der Satisfaction erhalten habe, habe er seinem Herrn ebenfalls die Versicherung gegeben, daß er, sobald er nach Paris zurückgekehrt seyn würde, vollkommne Satisfaction erhalten würde, und habe sonach die Sache auf sich genommen; und sein Herr verlange pünktliche Führung der Geschäfte und strengen Gehorsam; es thue ihm leid, daß die Sache eine solche Wendung genommen habe, daß in der Abwesenheit des Königs einige Unruhe in der Stadt dadurch veranlaßt werden könnte; aber es wäre ihm, nach der Lage der Sache, unmöglich, darauf Rücksicht zu nehmen, und er sähe sich genöthigt, wenn er nicht seines Herrn Ungnade und seine Zurückberufung erwarten wolle, längstens in vierzehn Tagen abzureisen. Ich that ihm hierauf den Vorschlag mit den beyden Staatsräthen; aber er verwarf ihn und sagte, die Satisfaction die sein Herr verlange, bestände darin, daß der Knabe ihm ganz übergeben und in sein Haus zurückgeliefert würde, aus dem er weggenommen worden sey. Unsere Unterredung dauerte zwey gute Stunden, und ich konnte ihn zu keinem andern Entschlusse bewegen. Endlich that ich ihm das Anerbieten mit dem Schlosse Vincennes, und fragte ihn ob seine Gemahlin den Vorschlag gut befunden habe, und erbot mich im Namen Ew. Eminenz zu allem, was in Dero Macht stünde. Dieß Anerbieten nahm er mit viel Höflichkeit und dankbarer Anerkennung Ihrer Güte an, und setzte hinzu, daß ihm sein Herr in dem letzten Briefe geschrieben habe, er dürfe keinen Gesandten über zwey Monate in Frankreich lassen, indem Ew. Eminenz seine Gesandten durch Ihre Güte so sehr verbinden würde, daß sie nicht so wie sie sollten, ihrem Herrn gehorsam seyn könnten.

Ich gab dem Hrn. Kanzler und dem Hrn. Generalprocurator von dieser Unterredung Rechenschaft, und sie beschlossen, daß, da der Knabe sich jetzt nicht in der Schule befinde, und von dem Vorsteher während der Ferien auf das Land geschickt worden sey, man den Ort seines Aufenthalts ausspähen, und sich seiner vor seiner Rückkehr in die Schule bemächtigen müsse, wo es mehr Schwierigkeit machen würde,

seiner habhaft zu werden. Dieser Beschluß sollte heute den Gesandten gemeldet werden, und ich sollte Ew. Eminenz von allem Bericht erstatten, wozu ich noch den Vorschlag hinzufüge — indem, wenn der Gesandte aufrichtig gesprochen hat, wie Ew. Eminenz selbst einsehen werden, es äußerst schwer hält, die Abreise des Gesandten zu verhindern, da man nicht weiß wo der Knabe zu finden ist, und wenn man ihn auch fände, man sich seiner so leicht nicht bemächtigen kann — daß Ew. Eminenz mir in aller Eil einen Kourier zuschicken, an den Gesandten schreiben, und auch dem Protector durch Hrn Brodeau wissen lassen möchten, wie es mit dieser Sache steht. Auch würde ich für sehr nöthig erachten, daß Ew. Eminenz alle Bischöfe ohne Ausnahme aus Paris entfernen ließen, indem ich nicht ohne Grund befürchte, daß sie wegen der Zurückgabe des Sohnes des Grafen von Isenguien im Stillen viel Unheil anstiften.

Mittags.

Ich komme so eben vom Englischen Gesandten zurück. Ich habe ihm gemeldet, was man zu thun beschlossen, und welche Anstalten man getroffen hat. Anfangs sagte er, es bedürfe keiner großen Anstalten, indem der Vorsteher der Schule sich erboten habe, den Knaben zum Hrn. Kanzler zu bringen. Aber als ich ihm die Gründe auseinandersetzte, warum die beyden Herren sich nicht sobald dieses Mittels bedienen wollten, sagte er, da er sehr wohl wisse, daß bey dieser Sache mehr Feindschaft gegen Ew. Eminenz als religiöse Beweggründe im Spiele wären, so wolle er sich noch einige Tage gedulden; aber er bäte mich, daß die Sache sobald als möglich zu Stande käme, weil er sonst bey seinem Herrn zu viel zu verantworten hätte, und wenn er die Satisfaction nicht erhielte, unvermeidlich die Ungnade desselben befürchten müßte. Dabey suchte er mich durch viele Versicherungen zu überzeugen, daß ihn keinesweges Eifer für seine Religion und der Wunsch, daß der Knabe die katholische Religion verlassen möchte, sondern lediglich der Befehl seines Herrn, der sich durch die Wegnahme des Knaben beleidigt gefunden habe, in dieser Sache leite.

Ich

Ich glaube, daß es sehr schwer halten wird, die Sache zur Zufriedenheit des Gesandten zu endigen; denn sicherlich ist der Vorsteher auf seiner Hut, und der Knabe ist nicht in seiner Schule, und ich zweifle sehr, daß er ihn bringen wird, wenn man es befiehlt, und noch mehr, daß man den Knaben findet. Indessen soll alle mögliche Sorgfalt angewendet werden, und ich werde nicht unterlassen Ew. Eminenz Bericht zu erstatten.

Colbert an Mazarin.

v. 17. Sept. 1657.

Der Englische Gesandte hätte mir vorgestern sehr spät sagen lassen, daß er den andern Morgen zu mir kommen wolle. Ich ging also gestern früh selbst zu ihm. Ich fand ihn reisefertig und im Begriff aufs Pferd zu steigen. Er sagte mir, er habe von seinem Herrn dem Protector Briefe erhalten, die so dringend wären, daß er sogleich abreisen müßte, und er sey im Begriff in aller Eil zu Ew. Eminenz zu reisen; und es freue ihn, daß er mich davon benachrichtigen und versichern könne, daß die Verzögerung der verlangten Satisfaction keinesweges die Ursache dieser Reise sey. Ich gestehe Ew. Eminenz, daß ich deßwegen sehr froh bin, denn wir hätten gewiß viel Mühe gehabt, um des Sohnes des Grafen von Isenguien habhaft zu werden, und wenn wir ihn auch in unsere Gewalt bekommen hätten, so war ein Aufruhr zu befürchten. Nunmehr können Ew. Eminenz vielleicht einen Ausweg in dieser Sache treffen, die ohne Zweifel viel Schwierigkeit machen würde, wenn die Satisfaction in der Form, wie sie der Gesandte verlangt, geleistet werden sollte.

Colbert an Mazarin.

von demselben Tage.

Schon wieder eine Affäre ähnlicher Art. Der Holländische Gesandte hält in seinem Hause öffentlichen Gottesdienst in Französischer Sprache. Entweder ist dieß nun neu, oder man gibt es wenigstens für neu aus, und alle die Frommen, der Pfarrer von St. Sulpice und alle Pfarrer aus der Vorstadt St. Germain sind darüber aufgebracht, und haben sich bey

dem Hrn. Kanzler darüber beklagt. Dieser hat seinen Secretair an den Holländischen Gesandten geschickt, und hat ihn bitten lassen, daß er es wie seine Vorgänger halten, das heißt, in Holländischer Sprache predigen lassen möchte. Er hat aber geantwortet, die Königin habe schon den Grafen von Brienne deßwegen an ihn geschickt, und er habe es doch nicht unterlassen, und wenn man noch mehr Umstände machen würde, so wolle er gegen den Französischen Gesandten in Holland Repressalien brauchen lassen. Die Erbitterung war gewachsen und der Hr. Kanzler sah sich gestern genöthigt, den Lieutenant criminel mit einigen Leuten in die Gegend des Hauses des Gesandten zu schicken, um zu verhüten, daß die Katholiken der Vorstadt nicht etwa Unruhe erregten. Es ist daher sehr nothwendig daß Ew. Eminenz uns Briefe vom Könige an den Holländischen Gesandten schicken, damit der Fortsetzung dieses anstößigen Gottesdienstes gesteuert werde, im Fall der Gesandte kein Recht dazu haben sollte, wie mir der Hr. Kanzler versichert hat; der König könnte sich auch deßwegen durch Hrn. de Thou bey den Generalstaaten beschweren, oder wie er sonst die Sache beyzulegen für gut finden mag. Denn er selbst kann nicht leugnen, daß alle solche religiöse Angelegenheiten gegenwärtig viel Erbitterung verursachen, seit man vermuthen kann, daß die Jansenisten, die Freunde des Cardinals Retz und des Erzbischoffs von Sens sich in die Dinge mischen und die Frommen anreizen, indem sich noch die Uebelgesinnten an sie anschließen und fast alles flieht.

Colbert an Mazarin.

d. 20. October. 1657.

Die Uebelgesinnten und die Frommen streuen hier dem Könige nachtheilige und der Wahrheit widersprechende Gerüchte aus, unter andern, daß man den Engländern die Stadt Bourbourg überliefert, und diese die Geistlichen und Mönche verjagt, und die Kirchen und Klöster niedergerissen haben sollen; und wiewohl die Gutgesinnten sich Mühe geben die Unwahrheit dieser Gerüchte zu zeigen, so wäre es doch wohl gut, wenn man nähere Nachrichten hätte und sie in die Zeitungen setzen ließ, damit das Publikum von der Wahrheit und Unwahrheit der Sache unterrichtet würde.

VI.

Ueber die Vorliebe Ludwigs XIV. für seine Bastarden, und über die Erhebung des Herzogs dû Maine.

Die Erhebung des Herzogs dû Maine war mehrentheils das Werk der Frau von Maintenon, seiner ehemaligen Gouvernante; aber auch der König selbst hatte eine solche Vorliebe für sich selbst daß er für seine Fehler und Ausschweifungen von der ganzen Nation Nachsicht, ja sogar Beyfall und den Titel der Rechtmäßigkeit verlangte. Man weiß, was er dem Herzog dû Maine und dem Grafen von Toulouse zugestand.

Aber Frau von Maintenon ging noch nicht weit genug: Denn der König wollte seine Bastarde mit den Prinzen von Geblût auf einer Stufe sehen.

Lesen wir, was er in dieser Hinsicht von dem Grafen von Vermandois an Colbert schreibt.

Ludwig XIV. an Colbert.

(Aus Colberts Papieren.)

Aus dem Lager von Strahen bey Saint-From den 3. Julius 1675.

Ich habe verordnet, daß der Graf von Vermandois mit den Prinzen von Conti einerley Behandlung genießen soll, nur muß er allzu auffallende Gelegenheiten vermeiden, und sich z. B. beym Lever und Coucher nicht einfinden. Es wird gut seyn, wenn er in der Kirche nicht ganz den Rang der Prinzen von Geblût erhält, das alles muß sich von selbst machen, und die Verordnung muß zwischen uns ein Geheimniß bleiben: Denn wenn man jene Gelegenheiten nicht vermeiden kann, so muß ers machen wie die Prinzen von Conti.

VII.

Ueber den Character Ludwigs XIV im Detail seiner häuslichen Beschäftigungen.

Der König war einer der besten Köpfe in Frankreich und hatte alle seine Talente für die auswärtigen Angelegenheiten, für die Behauptung seiner Macht nach Aussen und seines Ansehens im Innern angewandt. Unglücklicherweise ließ er sich gegen das Ende seines Lebens von der klugen Maintenon beherrschen, die ihn ganz zu unterjochen wußte und ihn durch das Band der Leidenschaft fesselte, und die ihn so sehr in ihrer Gewalt hatte, daß sie sich mit Hülfe der Beichtväter, die sie ihrerseits dankbar wieder unterstützte, die Hand des Königs verschaffte. Der bejahrte König wollte keine unerlaubten Vergnügungen mehr, er war fromm ohne Heucheley, und er bildete sich auch gar nicht ein, daß Frau von Maintenon durch die Vermählung, die er für die Ruhe seines Gewissens nöthig hielt, nichts als den glänzenden Namen der Königin suchte.

Der König war niemals müssig, er konnte sich ganz mit Kleinigkeiten beschäfftigen, als wären es die ernsthaftesten Dinge. Er beschäfftigte sich mit seinen Gärten, wie mit den wichtigsten Angelegenheiten und setzte überall seine eignen Ideen durch. Diese Mannichfaltigkeit der Beschäfftigung schützte ihn vor der Langenweile; denn bey diese Kleinigkeiten sparte er eben so wenig die Mühe als bey wichtigern Dingen.

Jeder, der in seinem Dienste stand, wußte den Abend vorher, was er den andern Tag zu thun hatte. Daher jene bewundernswürdige Ordnung des Dienstes.

In der letzten Zeit war die Galanterie der frühern Jahre verschwunden und seine Hofleute mußten sich vor ihm, wie Mönche vor ihrem Aebte, in Acht nehmen. Er vermied alles was seine Sinnlichkeit aufregen und ihn in den Fortschritten seiner Frömmigkeit hemmen konnte; aber seine Frömmigkeit war die Frömmigkeit der Jesuiten und der Heuchlerin, die ihn beherrschte und machte ihn, statt seinen Sinn zu erheben, kleinlich und intolerant. Die wahre Frömmigkeit verträgt

sie

sich mit den größten Tugenden und mit den erhabensten Grundsätzen, aber nicht so die Frömmigkeit der Jesuiten und Mönche.

Ein Auszug aus dem Manuscript eines Herrn vom Hofe, dessen Inhalt sich auf einen folgenden Theil dieses Werks bezieht, vom J. 1715.

Die ganze letzte Zeit seines Lebens beschäfftigte er sich ohne Unterlaß mit dem Phantom, das er Ruhm nannte, und sein Egoismus war die Triebfeder aller damaligen Ereignisse. Nie konnte die Liebe zu seinem Volke so viel Platz bey ihm gewinnen, daß er auf eine Erleichterung des Elendes gedacht hätte, welches seine Ruhmsucht über sein Volk hereinführte. Er faßte alles, was seinem Ruhme galt, mit solcher Begierde auf, daß er einst den Prediger unterbrach, um den Auditorium die Einnahme von Philippsburg zu melden.

Er sang mit innerm Wohlgefallen Opernarien, worin die Dichter der Zeit sein Lob verkündigt hatten, und der Vers dacht im Gedicht Telemach, seine Regierung geschildert zu sehen, war die hauptsächliche Ursache, warum er Fenelon so von sich entfernt hielt. Die Verschwendung in seinen Gebäuden, Statüen und Gärten sah er als Erfordernisse königlicher Pracht an, und unerträglich war es ihm von König Heinrich seinem Anherrn zu hören.

Feind jedes Strebens nach Freyheit und jeder Abweichung von seiner Denkungsart, hatte er vier Millionen seiner Unterthanen, weil sie eine andere Religion als die seinige bekannten, in Unglück und Verzweiflung gestürzt. Ein Theil der Verfolgten verließ das Königreich, die unglücklichen Flüchtlinge verdammte er zu den Galeeren und zur Confiscation ihrer Güter und die übrigen ließ er durch die Commissarien mit Galgen und Rad zu tode martern. Indessen war die grausame Verfolgung mehr das Werk seiner Minister, der Intendanten und besonders Barille's, des Verwüsters der schönsten seiner Provinzen, als das Werk seiner eignen Verfolgungssucht.

VIII.

Auszug aus Roland's, des Parlamentspräsidenten von Paris, Manuscripten, einen Anschlag zur Vergiftung Ludwigs XIV. betreffend, als ein Beytrag zur Geschichte seines Privatlebens B. II.

Im J. 1683 vereitelte der Abbé Blache einen abermaligen Anschlag zur Vergiftung Ludwigs des XIV und seiner Familie, welcher die Marquise d'Asserac zur Urheberin hatte. Wir geben hiervon den Bericht des Präsidenten Roland vom 27 Februar 1768, welcher den Auszug der vom Abbé Blache entworfenen und im College Ludwigs des Großen im J. 1762 gefundenen Geschichte dieses Vorfalls enthält. Der Präsident hat mir eine Abschrift vom Original dieser Geschichte, das im Archiv des Parlaments niedergelegt ist, mitgetheilt und ich hielt es für interessant, einen Auszug dieser Geschichte hier einrücken zu lassen. Der Auszug ist aus dem X Capitel des V Buchs, er giebt viel Aufklärung über die Ursachen des Absterbens der Descendenten Ludwigs XIV, und enthält eine Rechtfertigung des Regenten.

„Zu Ende des Monats November 1683, sagt der Abbé Blache, kam die Schwester Margarethe Bocheron, Pförtnerin des Calvairekloſters, ganz bestürzt zu mir, wie sie das vorigemal zu mir kam, als der erste Anschlag der Marquise d'Asserac und ihrer Mitverschwornen auf das Leben des Königs und des Dauphins in seiner Geburt erstickt wurde.... Die Kammerfrau der unglückseligen Marquise hatte in der größten Bestürzung der Schwester Bocheron entdeckt, was für geheime Anschläge ihre Gebieterin habe, die sie zu Versailles vermittelst einer von den Weibern auszuführen gedächte, welche Waaren für die Toilette vornehmer Damen verkaufen und die Madem. Bensola, Hoffräulein der Gemahlin des Dauphins, bey ihrer Gebieterin eingeführt hätte, ohne daß eine oder die andere etwas von dem schändlichen Geheimniß ahndete.... Ich muß hierbey noch etwas anführen, was

was einen zuverlässigen Beweis abgibt. Nach dem Tode der Gemahlin des Dauphins wohnte Madem. Bensola in den Kirchsprengel Saint-Sulpice; ich hatte die Sorge für die Kranken in dem Quartiere, wo sie wohnte, und besuchte sie in der Krankheit, woran sie starb; und da entdeckte sie mir, daß sie, wie sie glaubte, vergiftet wäre und nannte mir die Personen, die sie im Verdacht hatte. Ich erinnerte mich der Intrigue, die die Marquise d'Asserac vermittelst jener Galanteriehändlerin mit ihr gehabt hatte, Madem. Bensola gestand es ein und entdeckte mir, daß sie mehrere Geschenke an Kleinigkeiten, Zuckerwerk und besonders eingemachte Berbisbeere, die sie sehr gern gegessen, von ihr erhalten hätte. Da sie mir dieses gestanden hatte, so zeigte ich ihr, daß ihr Verdacht auf die Personen, die sie mir als ihre Vergifter genannt hatte, ungegründet sey und daß es niemand anders gewesen seyn könne, als jene unglückselige Marquise. Ich sprach mit ihr mehrmals davon, wenn ich sie besuchte, und sie starb in der Ueberzeugung daß ich recht hätte und bereute es, daß sie jene Personen nach den Vermuthungen, die sie mir gesagt, in Verdacht gehabt hatte."

Die Memoires des Abbé Blache befinden sich im Original in den Händen des Präsidenten Roland, der als ein rechtschaffener, standhafter und patriotischer Mann bekannt ist und oft, weil er die Freiheit gegen die Minister behauptete, ins Exil hat wandern müssen. Um diese Memoires zu verstehen, welche viele sonderbare Anecdoten aus dem Innern des Hofes enthalten und die Gefahren zeigt, in welchen Ludwig XIV schwebte und wovon man nichts ahndete, muß man wissen, daß der König, ehe er sich der Herrschaft der Maintenon ergab, die unruhigen Bewegungen der Jesuiten gedämpft und ihre Wuth so gut er konnte, im Zaum gehalten hatte, und daß er den berühmten Arnaux liebte und schätzte; und in dieser Ungewißheit, wo man nicht wußte, ob sich der König für den Jesuitismus erklären würde oder nicht, reizte einige, dieser Parthey zugethane, Schwärmer die Einbildungskraft einiger Weiber, daß sie die höllische Kunst der Giftmischerei versuchten. Der Abbé Blache war so glücklich, den König zu retten, diesen abscheulichen Anschlag zu vereiteln und die Giftmischerinnen zu entlarven.

Im J. 1671 hatte man schon einen ähnlichen Versuch gemacht. Hören wir den König selbst davon sprechen.

Ludwig XIV an Colbert.

1671.

Ich schicke Ihnen die Briefe und Lausüns Aufsatz von der Aussage der Frau und überlasse Ihnen, damit zu machen, was Sie für gut befinden; aber ich wünschte nicht daß die Sache bekannt würde, und möchte auch nichts weiter von ihr erfahren als warum sie das gethan hat, was sie gethan hat: Hr. Pussoet könnte sie also privatim verhören, und mir Bericht von ihrer Aussage erstatten, worauf ich dann thun werde, was für gut befunden wird.

Glauben Sie aber, daß mehr gethan werden muß, so gebe ich Ihnen dazu meine Einwilligung. Uebrigens muß ich Ihnen melden, daß ich Pomponne zum Staatssecretär ernannt habe. Ich will nicht daß Berny länger die Stelle versieht. Sagen Sie ihm, daß ich ihm befehle alle seine Chiffern an Louvois zu schicken, dem ich bis zur Ankunft Pomponnes die Stelle zu verwalten gegeben habe.

IX.

Ueber Ludwigs XIV Verhältniß zu seinen Ministern, wenn er mit ihnen arbeitete oder ihnen Befehle gab, welche die Königin, seine Maitressen, die Geistlichkeit, das Parlament, das Kriegswesen, die Marine, die Künste und Gewerbe betrafen.

Wir glauben, daß man den König Ludwig XIV besser aus seiner eignen Sprache beurtheilen werde. Man lernt seinen Ton, seine Manier, seine Neigungen kennen: mag er immer als König sprechen wollen, die Leidenschaften des Menschen lassen sich nicht verdecken. Hier sind einige Details, seine Mätressen und die Geistlichkeit betreffend.

Col-

Colbert an den König.

ohne Datum.

Darf ich wohl hoffen daß Ew. Majestät geruhen werden, mir von allen Neuigkeiten, die im Publikum bekannt werden, und von den Berichten von der Marine Nachricht geben zu lassen.

Antwort des Königs.

Ich werde darauf bedacht seyn. Der Erzbischof von Paris hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie Doctoren der Sorbonne sprechen, Sie ihnen wissen lassen möchten, daß ich ihn beauftragt habe, auf die ausserordentlichen in der Sorbonne vorkommenden Fälle Acht zu haben, damit sie ihm, wenn er etwas sagt, eher Folge leisten.

An Colbert.

Aus dem Lager von Seinflours den 28. Mai 1675.

Was Sie mir von den beyden Erzbischöfen von Auch und Vienne geschrieben haben, macht mich unruhig, wenn nämlich der Erzbischof von Paris krank werden sollte; ich hoffe aber, daß der Fall nicht eintreten wird, und sollte er ja eintreten, so können Sie alles was Sie für schicklich halten, thun.

Frau von Montespan hat mir geschrieben, daß Sie Befehl zu Einkaufung von Orangebäumen gegeben haben und immer ihre Wünsche zu erforschen suchen. Fahren Sie fort meinen Ihnen hierüber gegebenen Befehlen nachzukommen, wie Sie bis jetzt gethan haben.

Was das betrifft, was Sie mir von Ihrem Sohne geschrieben haben, so darf es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen, wo es mir möglich ist, Zeichen meiner Zufriedenheit und meiner Freundschaft gebe, die Sie so wohl verdienen.

An Colbert.

Aus dem Lager von Satin den 5. Jun. 1675.

Ich habe Ursache mit allem, was Sie thun, durchgängig zufrieden zu seyn, und freue mich daß Sie Geld geschafft haben

und

und es nach meinem Wunsche auszahlen. Aus dem was Sie mir melden, und was der Hr. Erzbischof von Paris schreibt, sehe ich, daß die Versammlung der Geistlichkeit sehr gut anfängt und sehr gut gesinnt zu seyn scheint. Thun Sie alles was Ihnen möglich ist, damit sie bald geschlossen werden kann.... Fahren Sie fort den Wünschen der Frau von Montespan nachzukommen.

An Colbert.

Aus dem Lager von Neufchateau den 22. Jun. 1675.

Ich habe mit Vergnügen vernommen, was die Versammlung der Geistlichkeit gethan und wie sie freywillig mein Verlangen erfüllt hat. Ich schreibe an den Hrn Erzbischof von Paris um ihm meine Zufriedenheit deswegen zu bezeigen. Und Sie können bey der ersten schicklichen Gelegenheit erklären daß ich mit ihrem Betragen durchaus zufrieden bin, und eben so mit den einzelnen Personen, die bey dieser Gelegenheit, wie ichs nur wünschen konnte, gehandelt haben.

Ich habe an Monteusier geschrieben, daß bey meinem Sohne kein Unterschied zwischen den Prinzen von Conti und dem Grafen von Vermandois gemacht werden soll; nur müssen manche Dinge vermieden werden, als sich beym Lever und Coucher einzufinden, wenn die Prinzen von Conti gegenwärtig sind.

X.

Details zwischen dem Könige und seinen Ministern, die Finanzen, die Parlamenter und andere Gegenstände betreffend, als Belege, wie der König von allem unterrichtet seyn wollte.

Ludwig XIV. an Colbert.

Toury den 24. October 1670.

So eben habe ich den Brief erhalten, worin Sie mir von dem Leben und Thaten des Herzogs von Mazarin geschrie-

schrieben haben. Einen Gefreiten zu schicken, scheint mir zu gewaltsam und könnte Aufsehen erregen; was ich thun will, ist, daß ich Ihnen auftrage, mit ihm in meinem Namen zu sprechen und mir dann sogleich von dem was vorgefallen ist, Bericht zu erstatten, damit ich, im Fall es nöthig seyn sollte, mehr thun kann.

Derselbe an Denselben.

Versailles den 15. April 1671.

Mein lieber Colbert, ich habe erfahren, daß es mit Ihrer Gesundheit nicht zum Besten steht und daß die Eile, mit der Sie zurückreisen wollen, Ihnen schädlich werden kann. Ich schreibe Ihnen dieses Billet, um Ihnen anzubefehlen, daß Sie sich vor allem hüten, wodurch Sie ausser Stand gesetzt werden könnten, mir, wenn Sie wiederkommen, in allen den wichtigen Geschäften, die ich Ihnen anvertraut habe, ferner zu dienen. Kurz Ihre Gesundheit ist mir zu wichtig, ich will daß Sie sich schonen, und seyn Sie versichert, daß das Vertrauen und die Freundschaft, die ich für Sie habe, mich so sprechen heißt.

Derselbe an Denselben.

1671.

Lyonne's gefährliche Krankheit betrübt mich sehr und ich muß Ihnen, im Fall ihn Gott, bevor ich nach Versailles zurückkomme, abfodern sollte, den Auftrag geben, daß Sie sich sogleich in sein Haus verfügen und seinem Sohne sagen, daß ich bey dem eingetretenen Falle für nöthig erachtet hätte, daß Sie zu ihm gingen und in seinem Beyseyn das Cabinet seines Vaters versiegelten, in welchem sich Papiere befinden, welche weder seine Mutter, noch seine Brüder, noch irgend jemand sehen dürfen; dieß könne nur allein in meinem Namen geschehen, und ich würde ihm ganz vertrauen; aber da er nicht der einzige Erbe sey, so könne irgend eine Unannehmlichkeit daraus entstehn, die dann nicht wieder gut gemacht werden könnte. Uebrigens können Sie noch alles sagen und thun, was Sie für die Sicherheit meiner Geheimnisse und der Verwandtschaft für nöthig befinden, zu welchem Ende ich Ihnen auch bloß diese Befehle gegeben habe.

Col-

Colbert an Ludwig XIV.

Seaux d. 14. Aug. 1673.

Was die Finanzen betrifft, wovon Ew Majestät glauben, daß die Ausgabe des nächstfolgenden Jahres der von diesem Jahre gleich seyn werde, so bitte ich Ew Majestät zu erwägen, daß sie sich auf hundert Millionen Livres belaufen wird, daß die Einnahme, worüber wir disponiren können, fünf und siebenzig Millionen und die drey Millionen, welche das Stempelpapier einträgt, dazu gerechnet, acht und siebenzig Millionen einträgt.... Wir müssen wenigstens auf fünf und zwanzig Millionen für die auswärtigen Angelegenheiten rechnen, was doch nur durch eine große Sorgfalt von Seiten Ew Majestät möglich ist. Ich habe alle alte und neue Memoires in den auswärtigen Angelegenheiten vor mir liegen und gehe sie durch, um Ew Majestät bey Ihrer Zurückkunft Bericht davon zu erstatten.

Antwort des Königs am Rande.

Nancy d. 18. August.

Ich bin vor der Ausgabe erschrocken. Ich hoffe aber daß Sie es durch Ihre Bemühung und Ihren Fleiß möglich machen werden, meine Bedürfnisse zu befriedigen. Ich vertraue ganz Ihrer Geschicklichkeit und ihrem Eifer für mich und mein Interesse.

Colbert an Ludwig XIV.

d. 1. Aug. 1673.

Herr Piquet, Entrepreneur des Communicationscanals und Pächter der Salzsteuer dieser Provinz liegt, nachdem er ganz genesen zu seyn glaubte, seit sechs Wochen an einem schleichenden Fieber krank und an einer Art von Wassersucht, die ihm wahrscheinlich im Monat September oder October den Tod bringen wird. Als Entrepreneur des Canals hat er seinen Sohn die vollkommene Verbindlichkeit aller Contracte übernehmen lassen; als Pächter der Salzsteuer ist er allein verbindlich. Der Zustand in dem er sich befindet, schien es mir nöthig zu machen, etwas näher auf ihn Acht zu haben.... Ich habe gefunden daß er auf die auf seine Pach-

tung

tung gestellten Assignationen vom Monat April, Mai, Junius und Julius fast gegen vierhundert tausend Livres schuldig ist. Deßwegen habe ich an Hrn von Besons einen Kourier abgeschickt mit dem Befehl, daß er zu Piquet gehen und ihn zur Zahlung seiner Schuld anhalten, wo nicht Commissarien in alle seine Speicher setzen soll. Der Kourier hat Hrn. von Besons in Pouanne angetroffen, von wo er zurückkam.

Antwort des Königs.

Thun Sie alles was Sie für nöthig erachten, ohne Zeit zu verlieren.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris d. 27. Jun. 1673.

Ich muß Ew Majestät melden, daß ich mit dem ersten Präsidenten wegen der Frau von Brigi gesprochen habe, die Ew Majestät eine Empfehlung zu geben befahlen; sie ist aber vor acht Tagen zu mir gekommen und hat sich beklagt, daß der Präsident gar nicht ihr Scheidungsgesuch begünstigen wolle.

Antwort des Königs.

Aus der Gegend von Maestrick d. 2. Julius.

Sie müssen zusehen, was zu thun ist.

Ludwig XIV an Colbert.

Aus dem Lager von Besançon.

Ich habe Ihren Brief, worin Sie von dem Papierstempel schreiben, mit Aufmerksamkeit gelesen: ich finde dabey Hindernisse, wie wir auch die Sache angreifen mögen; da ich Ihnen aber gänzlich vertraue und Sie besser als irgend jemand wissen, was am rathsamsten zu thun ist, so überlasse ich Ihnen alles und thun Sie daher was Sie für das rathsamste halten. Es scheint mir von Wichtigkeit zu seyn, daß wir nicht die geringste Schwäche zeigen und alle Veränderungen zu vermeiden suchen, die unter solchen Umständen nachtheilig seyn könnten.... Ich werde Estreen beauftragen,

daß

daß er mit Ihnen über ein Gesuch der Einwohner von Fontainebleau und wegen der protestantischen Commis spricht, die ich entfernt zu sehen wünschte.

An Colbert.

Von der Loge d. 14. Jun. 1674.

Der erste Präsident hat mir geschrieben, er hoffe, daß ich es gnädig aufnehmen würde, wenn das Parlament mich bey meinem Uebergang nach Flandern begrüßen ließ. Ich habe ihm geantwortet, ich würde ihm wissen lassen, was ich zu seiner Zeit wünschte, und ich könnte ihm zum voraus sagen, daß ich es lieber sehen würde, wenn sie meine Rückkehr erwarteten. Wenn er die Zeit meiner Rückreise erfährt, so wird er ohne Zweifel davon sprechen, daß er mir entgegen kommen will; und Sie können ihm sagen, daß Sie glaubten, ich würde es gern sehen, wenn er nach Fontainebleau käme; man müsse aber erst meine Befehle erwarten, welche besagen werden daß ich wünschte, sie kämen nach Fontainebleau, so wie auch die übrigen Gesellschaften. Dieß sage ich Ihnen zur Nachricht.

An Colbert.

von Ryssel den 4. März 1677.

Ich schicke Ihnen hier das Kästchen zurück, das Sie mir für Milord Düras geschickt haben, damit Sie es ihm in meinem Namen geben. Er ist zu Paris und wird sich einige Tage daselbst aufhalten. Das Kästchen ist sehr schön, und das Geschenk sehr artig.

Ich habe auch das Armbandsjuwel für Milord Sunderland erhalten, und ich schicke es an Courtin, um es ihm zu geben. Es ist so schön und so wohlfeil, daß ich erstaunt bin, es scheint viel mehr werth zu seyn. Es freut mich sehr, daß Sie Befehl zum Auszahlen gegeben haben; es wundert mich nicht, denn ich kenne Ihren Eifer, womit Sie mir zu gefallen suchen.

24. Februar 1678.

Die prompte Auszahlung von einer Million, die Sie gewöhnlich leisten, ist, wie ich sehe, mehr als man erwarten kann.

kann. Ich bin Ihnen dafür dankbar, wie es Ihre Dienste und Ihr Bestreben mir zu gefallen, verdienen.

XI.

Der König vertraut bisweilen in kritischen Zeitpunkten um seinen Willen durchzusetzen, seinen Ministern eine absolute Gewalt.

An Colbert.

Aus dem Lager von Gouy bey Castelet d. 14. Mai 1675.

Man hat mir so eben gemeldet, daß man in Poitiers Miene zu einem Aufstand macht, wegen der zum Besten der Künste und Gewerbe gemachten Foderung. Ich schreibe Ihnen diese paar Zeilen um Ihnen zu sagen, daß Sie in dieser Sache thun was Sie für gut finden, und alle Unannehmlichkeiten zu verhindern suchen. Thun Sie also dem Intendanten zu wissen, was Sie in diesem Falle für das rathsamste halten.

XII.

Details zwischen dem Könige und seinen Ministern, in Betreff der Künste und Gewerbe, der Künstler, der Academien u. s. w.

Colbert an Ludwig XIV.

Saint Germain d. 10. Mai 1672.

Die Französische Academie, die Ew. Majestät um die Gnade gebeten hat, sie in Dero besondern Schutz zu nehmen, fragt an, wo sie sich in Zukunft versammeln soll. Es schickt sich kein Ort dazu als das Louvre und die königliche Bibliothek. Das Louvre ist der würdigste Ort, aber unbequem,

quem, und die Bibliothek ist weniger würdig, bis sie mit dem Louvre vereinigt wird, aber bequemer.

Antwort des Königs.

Die Academie mag sich im Louvre versammeln, dieß scheint mir der beste Ort, wiewohl ein wenig unbequem.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris d. 21. März 1677.

Die Königin hat zwey tausend Pistolen zu den Almosen bey ihrem Jubiläum verlangt. Ich habe sie ihr sogleich auszahlen lassen, und schicke die Anweisung nebst einigen andern an Ew. Majestät zur Genehmigung.

Lebas, der unstreitig einer der geschicktesten Männer in Europa war, in Verfertigung von Microscopen und mathematischen Instrumenten, ist vor wenigen Tagen gestorben, und seine Wohnung in den Gallerien des Louvres ist nunmehr erledigt. Es kömmt nun darauf an, ob Ew. Majestät geruhen diese Wohnung dem in diesen beyden Fächern geschicktesten Künstler in Paris, oder einem der Medaillenarbeiter Ew Majestät anzuweisen.

Der Kaufmann und geschickte Thonarbeiter Johann Berth in Oudenarde, der alles für Versailles gearbeitet hat, ist gestorben und hat eine Frau mit vier Kindern hinterlassen. Man bittet Ew. Majestät seiner Wittwe und hinterlassenen Kindern das Recht des Rückfalls (le droit d'aubaine) zu erlassen.

Antwort des Königs am Rande.

Sie haben wohlgethan, daß Sie die zwey tausend Pistolen der Königin haben auszahlen lassen.... In die Wohnung der Gallerie können Sie setzen, wen Sie für den würdigsten halten.... Lassen Sie der Wittwe und den Kindern des Mannes, der Thonarbeiten für Versailles geliefert hat, eine Unterstützung geben, und ich erlasse ihnen den Rückfall des Vermögens.

An

An Colbert.

Aus dem Lager bey Cambray d. 17. April 1677.

Es freut mich sehr daß le Brun die Anlage dieser Belagerung sieht, denn sie ist sehr schön. Ich schließe mit der Versicherung, daß ich Ihre Verdienste um mich, und die Mühe, die Sie um meinetwillen auf sich nehmen, mit Vergnügen und freundschaftlichem Danke anerkenne.

An Colbert.

d. 19. April 1677.

Le Brun und le Nôtre sind hier angekommen. Es freut mich sehr, daß le Brun diese Belagerung (von Cambray) gesehn hat, er ist auch zu Valenciennes gewesen. Lassen Sie jedem funfzehn hundert Livres für ihre Reise auszahlen.

An Colbert.

Calais d. 24. April 1677.

Ich kenne Sie zu gut um nicht zu erwarten, daß Sie sich über die Einnahme von Cambray recht sehr gefreut haben. Ich bin Ihnen dafür, wie überhaupt für Ihre guten Gesinnungen gegen mich von Herzen dankbar, und ich hoffe, es wird Sie freuen, wenn ich sage, daß ich Sie ganz kenne, so wie Sie sind .... Ich lege einen Aufsatz vom Marquis von Louvois bey, der sehr zu brauchen seyn wird, und gute Ersparungsvorschläge für den Artikel der Ausgabe für die Wissenschaften enthält. Sie werden ihn durchsehen und benutzen.

XIII.

Wie weit der König seine Willkühr und seine Rache trieb.

Ludwig XIV an Colbert.

Courtrai d. 19. Mai 1673.

Es würde kein gut Beispiel geben, wenn man dem Sohne des Präsidenten von Brequigny wegen seiner Jugend

Dispensation ertheilte, da der Vater im Exil ist und sich schlecht verhalten hat. Ich mag sie ihm also nicht verwilligen.

An Colbert.

Saint-Manilione d. 3. October.

Man hat mir gemeldet, daß in Saint-Germain in einigen Häusern die Blattern herrschen. Geben Sie Befehl, daß man die Kranken wegschafft, und die Häuser, wo die Blattern gewesen sind, lüftet *).

XIV.

Neue Beyträge zur Geschichte Ludwigs XIV, besonders seiner jüngern Jahre.

Der Cardinal Richelieu.

Auszug aus Luynes's Manuscripten.

Der Cardinal Richelieu war in die Königin Mutter verliebt. Frau von Chevreuse (Rohan) Wittwe des Connestables Luynes, die in die Intriguen des Hofes sehr eingeweiht war, bemerkte diese Leidenschaft und beredete ihn, vielleicht um den Cardinal lächerlich zu machen, oder aus einer andern Ursache, daß er auf einen Ball kam, in einer für einen Bischof ganz sonderbaren Kleidung. Er hatte ein grünes Narrenhabit an, und Castagnetten in der Hand. Aber die Verkleidung lief nicht nach Wunsch ab, er wurde deßwegen auf Frau von Chevreuse aufgebracht, und sie mußte ins Exil wandern.

Der Cardinal Mazarin.

Auszug aus Luynes's Manuscripten.

Der Cardinal Mazarin hinterließ ein Vermögen von vierzig Millionen, er besaß eine unglaubliche Menge von Pfründen, worunter funfzehn oder achtzehn waren, die er, ohne

*) Der König fürchtete für seine Kinder.

ohne Bullen darüber zu haben, genoß. Es ist bekannt, daß er zweymal das Königreich verlassen mußte. Auf einem Spaziergange warf er sein mit Gold beschlagenes Rohr auf einen Baum, und sagte zu seinen Begleitern: wenn mein Rohr auf dem Baume bleibt, so ist es ein Zeichen, daß ich bey meiner Rückkehr wohl aufgenommen werde, fällt es wieder herunter, so ist es eine schlimme Vorbedeutung. Er traute viel auf Vorbedeutungen. Da er stark war und gut werfen konnte, so blieb das Rohr wirklich auf dem Baume hängen. Vortrefflich, rief er, mag es oben bleiben. Aber des guten Omens ungeachtet, wollte er sein Rohr nicht verlieren, und sorgte dafür, daß ers wieder bekam.

Diese Anecdote ist der ähnlich, welche von dem Ahnherrn der Sforza erzählt wird. Das Haus der Sforza, das in den Kriegen der Franzosen in Italien unter Karl VIII, Ludwig XII und Franz I so bekannt geworden ist, das den Wechsel von Größe und Niedrigkeit so oft erfahren, und dem Hasse des Papstes Julius II gegen Frankreich, und den Planen der mit diesem Papste verbundenen Mächte zum Werkzeug gedient hat, dieses Haus, sage ich, hat einen nicht sehr ehrenvollen Ursprung. Der Ahnherr desselben war ein Handarbeiter, aber sein Geist strebte weit über seinen Stand hinaus. Einst, als er mit seiner Axt an die Arbeit ging, stellte er sich in einiger Entfernung vor einen Baum, und sagte zu denen die bey ihm waren: jetzt will ich sehen, was ich für eine Lebensart wählen soll. Ich will meine Axt in diesen Baum werfen, bleibt sie darinne stehen, so ist es ein Zeichen, daß ich Soldat werden soll, bleibt sie nicht stehen, so bleibe ich was ich bin. Sforza war unstreitig seiner Sache gewiß, und verließ sich auf seine Stärke und Geschicklichkeit. Die Axt blieb in dem Baume stehen, und Sforza gab seine Lebensart auf und gieng unter die Truppen.

Als die Königin Mutter bey dem Aufruhr in Paris mit dem Könige nach Saint-Germain floh, suchte jedermann so gut es ging, durchzukommen. Der Kanzler Seguier mußte sich in einen Mönch von der Mission des heil. Lazarus verkleiden, und die Mutter eines von den Staatssecretären floh als eine Cisterzienser Nonne.

Es ist bekannt, daß der Cardinal Mazarin den Frieden mit Spanien im J. 1660 schloß, den man gewöhnlich den

Pyrenäischen Frieden nennt. Die Unterhandlungen, welche diesen Frieden hervorbrachten, geschahen zu Saint-Jean-de-Luz. Der bekannte Dom Ludwig de Haro war der Bevollmächtigte Spaniens, aber er war so klug gewesen, fast das ganze Spanische Conseil mit sich zu bringen. Der Cardinal Mazarin hatte niemanden mit sich gebracht, als den Marschall Villeroy und Hrn. von Lionne. Der Verfasser des Manuscripts behauptet, daß die Anstrengung, mit welcher er wegen dieser wenigen Unterstützung habe arbeiten müssen, ihm vorzüglich den Tod gebracht habe.

Sobald er von Saint Jean de Luz zurück war, wurde er krank. Die Königin Mutter besuchte ihn beym Anfang seiner Krankheit. Es war niemand bey ihr als Frau von Flesche, ihre Hofdame. Als sie in das Zimmer trat, richtete sich der Cardinal in seinem Schlafrocke auf, und indem er seine Beine bis an die Schenkel entblößte, die mit einer Art von Schuppen bedeckt waren, sagte er, Sehen Sie, Madame, in welchem Zustande sich der einst so schöne kraftvolle Mann befindet, von dem die Zeitgeschichte so viel böses gesagt, und so schwarze Verläumdungen ausgebreitet hat. So sonderbar dieser Empfang von Seiten des Cardinals war, so sonderbar ist die Schonung, mit der dies die Königin aufnahm. Der Mann, sagte sie, ist zu entschuldigen, seine Schenkel können nur Mitleid erregen, weiter können sie keinen Eindruck machen.

Das Manuscript sagt noch an einem andern Ort, wo die Rede vom Cardinal und von der Königin ist: er hätte fast die tugendhafte Fürstin verführt, die zwar sehr verläumdet worden wäre, aber sich sicherlich nie schuldig gemacht habe. Dieß hat mir ein Mann von viel Glaubwürdigkeit so oft versichert, daß ich es glaube.

Wenn der König zum Cardinal gieng, so begleitete ihn öfters der Staatssecretär, welcher den Monat hatte. Dieser Ausdruck ist merkwürdig, weil man daraus sieht, daß die Staatssecretäre monatsweise den Dienst hatten *).

Lud-

*) Es sind noch einige Spuren von diesem Gebrauch vorhanden. Ehemals nahm der Staatssecretair, welcher den Monat hatte, die an den König eingereichten Bittschriften ein. Es ist bekannt daß

Ludwig XIV verstand es, diejenigen welche Anhänglichkeit für ihn zeigten, zu belohnen. Er wollte einen seiner Staatssecretäre zum Ritter seiner Orden machen, aber es fanden sich einige Schwierigkeiten, die es unmöglich machten. Gleichwohl wollte er ihn auf eine schmeichelhafte Art auszeichnen, und sagte zu ihm: ich erzeige Ihnen eine Ehre, wie ich sie nur den Prinzen von Geblüt erzeige; nennen Sie mir einen, dem Sie die für Sie bestimmte Stelle im Orden wünschten. Der Staatssecretär nannte seinen Schwiegersohn, und dieser wurde Ritter. Dieß war in der Periode der Ungnade Fouquets.

Die Geschichte der Ungnade Fouquets ist in dem Manuscript sehr ausführlich erzählt, die mehresten Umstände davon sind bekannt, die Fete zu Vaux, das Porträt der Madem. de la Valliere, (in welche der König schon verliebt war) und das er in Fouquets Cabinette antraf, wie der König Fouquet arretiren lassen wollte, noch zu Vaux, wie die Königin sich standhaft dawider setzte, und die Beschließung der Reise nach Nantes. Diese Facta sind jedermann bekannt, aber was vielleicht weniger bekannt ist, ist, in welcher kurzen Zeit Fouquet von seinen Besorgnissen zur größten Sorglosigkeit überging. Den Tag vor der Ankunft des Königs in Nantes fragte er einige über sein Schicksal, die davon unterrichtet seyn konnten, und auf die er Vertrauen setzen konnte und er zweifelte gar nicht, daß ihm seine Verhaftung

daß Sonntags in der Antichambre des Königs eine kleine Tafel aufgestellt wird, die mit einem grünen sammtenen Teppich belegt ist, und bey dieser Tafel steht ein mit Karmosin Sammet beschlagener Lehnstuhl, dessen Rücken gegen den Camin zu gekehrt ist. Hinter diesem Lehnstuhl, welcher für den König ist, stand ehemals der Staatssecretär welcher den Monat hatte, nahm die eingereichten Bittschriften ein, und vertheilte sie an diejenigen seiner Collegen, welche sie angiengen. Da es äußerst selten geschieht, daß man Bittschriften auf diese Tafel legt, so schien Dieses für die Staatssecretäre unwürdige Geschäft ohne Nutzen zu seyn, und dem Könige hat es gefallen, einem der ersten Commis dieses Geschäft zu übertragen. Gegenwärtig hat es Hr. Douin, erster Commis des Hrn. Saint-Florentin, dieser nimmt alle die Bittschriften ein, welche auf die Tafel gelegt werden. Er sieht an welches Departement sie gehören, ordnet sie in Faszikel und contresignirt sie mit dem Namen des Staatssecretärs, der den Monat hat.

jeden Augenblick bevorstehe und den Tag drauf glaubte er, daß die getroffenen Anstalten nichts andres zur Absicht hätten als Colberts Verhaftung. Diese Anstalten waren wirklich sehr auffallend. In der Thüre, durch die man zum Könige zu gehen gewohnt war, stand eine Schildwache von den Mousketäres. Wenn die Minister kamen, so sagte ihnen der Soldat, hier könne man nicht zum Könige kommen und gab ihnen einen von seinen Kamaraden mit, der sie zu einem andern Eingange brachte. Dieß war eine der Hinterthüren, zu welcher ein sehr schmaler Corridor führte. In diesem Corridor stand eine Tafel, an welcher Hr Noze saß und schrieb, und ein wenig weiter hinten in demselben Corridor befand sich Hr. von Saint Aignan, an den man sich wenden mußte. Er klingelte mit einer kleinen Schelle, öffnete die Thüre des Königs und meldete denjenigen, der Zutritt verlangte. In dem Zimmer des Königs stand eine große Tafel die ganz mit Papieren bedeckt war, worunter auch mehrere lettres de cachet waren und sobald jemand eintreten sollte, wurde vorher ein großes seidenes Tuch darüber gebreitet. Fouquet kam zu dem Könige, aber er war krank, er hatte das dreitägige Fieber. Der König ließ sich mehrmals nach ihm erkundigen. Den Tag vorher, ehe er verhaftet wurde, hatte ihn ein Schauer aufs Bette niedergeworfen. Der Verfasser des Manuscripts kam zu ihm und erzählte ihm was man im Publikum spräche; er bemerkte mit Erstaunen Fouquets guten Muth und konnte ihn nicht von seinem Wahne abbringen. Noch denselben Tag erhielt ein Staatssecretär Befehl sich den andern Tag morgens punct sechs Uhr zu Fouquet zu verfügen. Er stellte sich auf die Minute ein. Boucherat, Intendant von Bretagne, befand sich schon daselbst und Fouquet war schon fort. Der Staatssecretär ging zum Könige und traf unterweges einen Wagen an, dem er nicht nahe kam, aber er bemerkte daß die Fenster zugezogen waren und Hr. von Artagnan mit dem Gefangenen darin saß.

Die Liebe des Königs zu Madem. de la Valliere veranlaßte einen andern sehr interessanten Auftritt, der aber geheim geblieben ist. Man behauptet Fouquet sey in die Valliere verliebt gewesen; gewiß ist, daß einer von den Staatssecretären oft mit Madem. de la Valliere sprach und sie sehr gern zu sehen schien. Er war ein Mensch von Kopf und hatte einen

sehr

sehr klugen und in die Geheimnisse des Hofes eingeweihten Freund zur Seite. Er bemerkte also bald daß Madem. de la Valliere dem Könige nicht ganz gleichgültig sey. Er hatte einen Mahler kommen lassen, der das Porträt des Königs und was eigentlich seine Absicht war, zugleich das Porträt der Valliere mahlen sollte. Niemand ist scharfsichtiger als ein Verliebter. Der König bemerkte die Neigung des Staatssecretärs zur Valliere, und eines Tages, als der Staatssecretär in seinem Cabinet war, verriegelte er die Thüre und sagte: Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Dieser erschrack nicht wenig darüber, zumahl da er vermuthen konnte, was er ihm sagen würde. Der König sagte zu ihm: Sie lieben Madem. de la Valliere. Sire, sagte der Staatssecretär, der sich von seinem ersten Schrecken erhohlt hatte, da er den König nicht sehr erzürnt zu sehn glaubte, ich liebe sie noch nicht, aber ich hätte sie lieben können. Er hatte bemerkt daß der König roth geworden war; jetzt warf er sich ihm zu Füßen und sagte: Sire, ich weiß was ich thun muß, ich will sie nie wieder sehn und will sogleich den Mahler zurückschicken. Schicken Sie ihn nicht zurück, sagte der König, das würde zu auffallend seyn, er mag mein Porträt mahlen. Aber Sie lieben, ich sehe es wohl. Der Staatssecretär brach in neue Betheuerungen aus und der König schien sie mit Wohlgefallen und mit Güte aufzunehmen. — Dieser Staatssecretär war gewissermaaßen mit dem Könige erzogen worden und hatte an allen den jugendlichen Beschäftigungen desselben Theil genommen. — Man ließ die jungen Leute am Hofe exerciren und Frau de la Salle, Kammerfrau der Königin Mutter, commandirte mit einer Pique in der Hand das Exercitium. Der König bekam bald Lust zum Schießen und ein gewisser St. Mauri gab ihm darin Unterricht.

In dem Manuscript ist auch die nähere Geschichte des Todes des Cardinals Mazarin enthalten. Es wurden, wie man es erwarten wird, eine Menge Aerzte bey seiner Krankheit zu Rathe gezogen. Unter diesen war ein gewisser Guénneau, zu dem der Cardinal mehr Zutrauen als zu den andern hatte. Es ist derselbe von welchem Boileau sagt, er habe mit dem Antimonium die Eigenschaft gemein, daß er unzählige Menschen in jene Welt befördert habe. Ohne Zweifel kannte ihn der Kardinal als einen Mann, der die Wahr-

heit sagte. Die übrigen machten ihm alle Hoffnung, er wandte sich an Guéneau und fragte ihn, was er zu seinem Zustande sage. Daß Ew. Eminenz nicht wieder aufkommen können, antwortete er. Diese Antwort frappirte den Kardinal entsetzlich. Kurz darauf besuchte ihn einer seiner Freunde, der nichts davon wußte, was der Arzt gesagt hatte. Er fand ihn in der äusserstenUnruhe und Beängstigung und er wiederholte unaufhörlich die Worte: Gueneau hat es gesagt, was niemand verstehen konnte, der den Zusammenhang nicht wußte. Seine Beängstigung war so gewaltsam, daß er auch im Schlafe nicht zur Ruhe kam; man bemerkte mit Erstaunen eine Art convulsivischer Bewegungen an ihm, und mitten im Schlafe warf er sich in seinem Lehnstuhle hin und her, so daß man befürchtete er würde ins Caminfeuer fallen. Sein Kammerdiener war darüber so erschrocken, daß er ihn aufweckte. Was gibts? sagte der Kardinal im Augenblick des Erwachens, dann fiel er sogleich wieder auf seine fixe Idee und rief: Ach! Gueneau hats gesagt. Als ihm seine Kräfte erlaubten, den Lehnstuhl zu verlassen, ging er in seine Gallerie. Hier betrachtete er mit Wohlgefallen seine schönen Tapetenmalereien und seine Gemählde, er blieb vor jedem stehen, und sagte: alles dieß soll ich also verlassen, seht die Schönheit dieser Zeichnung, die Vollkommenheit dieser Mahlereien, alles dieß ist für mich verloren; was ich mit so viel Mühe gesammelt habe, soll ich nun verlassen. Man stelle sich den innern Kampf eines Mannes vor, dessen Herz so ganz an dem was er besaß, hing und der durch den ihm unwiderruflich scheinenden Ausspruch eines Arztes zum Tode verdammt war.

So lange der Kardinal Mazarin lebte, wurden die Conseils bey ihm gehalten, aber nur um der Form willen und um seine Befehle zu empfangen. Er kleidete sich an, wenn die Minister kamen, ließ sich rasiren oder spielte mit einer Grasmücke, die er sehr liebte oder mit einem Affen, der beständig auf seinem Zimmer war; aber wenn die Minister weg waren, wurden erst die wichtigen Geschäfte vorgenommen. Der König kam zum Kardinal und hier, sagt das Manuscript, erhielt er manchen Unterricht in der Politik.

In seiner letzten Krankheit bat der Kardinal den König, daß er das Gouvernement von Bretagne dem Herrn

von

von Mazarin ertheilen möchte, welcher, wie man weiß, seine Niece geheirathet hatte. Der König versprach es ihm und gleich nach dem Tode des Ministers befahl er einem der Staatssecretäre die Bestellungsbriefe zu diesem Gouvernement für Hrn. von Mazarin auszufertigen. Der Staatssecretär that als wenn er es nicht recht verstanden hätte, der König mußte ihm also den Befehl wiederholen, worauf der Staatssecretär um Verzeihung bat, daß er es habe wiederholen müssen, indem er hinzusetzte, der Befehl habe ihn in Erstaunen gesetzt, weil der König der Königin Mutter das Gouvernement zuerkannt habe. Das thut nichts, sagte der König, ich habe es versprochen, fertigen Sie immer die Bestallungsbriefe aus und lassen Sie sie besiegeln. Das Insiegel kann wohl darauf kommen, aber nicht das Aussensiegel (le contre-Scel), antwortete der Staatssecretär. Die Briefe wurden mit der größten Sorgfalt ausgefertigt, und dem Kanzler vorgelegt, der das Insiegel darauf druckte, aber das Aussensiegel konnte nicht darauf gedruckt werden. Der Staatssecretär, welcher die Ausfertigung besorgt hatte, kam den Tag darauf zur Königin Mutter; sobald sie ihn erblickte, sagte sie, Sie sind mir ein impertinenter Mensch, Sie haben die Bestallungsbriefe zum Gouvernement von Bretagne ausgefertigt. Es ist wahr, antwortete der Staatssecretär, sie sind ausgefertigt und besiegelt, aber das Aussensiegel fehlt noch und kann nur auf die Abtretung Ew. Majestät aufgedruckt werden. Darauf kann man sich verlassen, daß man die Abtretung nicht von mir erhalten wird, antwortete die Königin. Ich verzeihe es Ihnen, sagte sie zum Staatssecretär, Sie konnten nicht umhin dem Befehle zu gehorchen. Bey diesen Worten, die sie mit einem gütigen Blicke sprach, fiel der Secretär ihr zu Füßen, er verlangte ihre schöne Hand zu küssen, sie reichte sie ihm, aber zugleich gab sie ihm eine ziemlich starke Ohrfeige und weil sie ihn zu stark geschlagen zu haben glaubte, fragte sie ihn sehr gütig: ich habe doch nicht zu stark geschlagen? Der Secretär erwiederte mit Galanterie: ein Schlag von Ew Majestät kann nur ehrenvoll und schmeichelhaft seyn, und noch mehr für einen Menschen, der Ihnen ganz ergeben ist. Bey diesen Worten gab ihm die Königin wieder eine kleine Ohrfeige, der Staatssecretär reichte ihr den andern Backen: es ist genug, sagte sie, gehen Sie

und

und holen Sie mir den jungen Menschen, den Mazarin, ich will ihm den Kopf waschen, eilen Sie, denn ich möchte ihn noch vor der Messe sprechen. Es war gerade die Zeit des Conseils, der König hatte befohlen daß es sich versammlen und alle Minister gegenwärtig seyn sollten. Es waren ihrer acht, der Kanzler Seguier saß dem Könige zur Linken, der Surintendant Fouquet, die beyden Brienne, Vater und Sohn, Hr de la Valliere, Hr. Düplessis Guenegaud, Hr. von Lionne, und Hr. le Tellier. (Hr von Louvois hatte bey Lebzeiten des Kardinals Mazarine die Anwartschaft auf le Telliers seines Vaters Stelle, er trat erst nach dessen Tode in Function und war nicht im Conseil.) Der König zog aus seiner Brieftasche die für Hrn von Mazarin ausgefertigten Bestallungsbriefe hervor und befahl dem Staatssecretär, welcher sie ausgefertigt hatte, die Relation zu machen. Mehrere von den Ministern wagten es nicht, ihre Meinung frey heraus zu sagen, einige indessen stellten sehr nachdrücklich vor, daß die Bestallungsbriefe null und nichtig wären so lange die Königin nicht ihre Abtretung erklärt hätte, und diese Vorstellung drang durch. Der König wandte aber immer noch ein, daß er sein Wort gegeben habe, worauf der Staatssecretär, welcher die Briefe ausgefertigt hatte, antwortete, es sey nichts leichter, als dafür einen Ausweg zu treffen. Wenn es der König erlauben wolle, so wolle er zu Mazarin gehen und ihm in seinem Namen erklären, daß die Bestallungsbriefe ausgefertigt wären, aber daß sie ohne die Abtretung der Königin Mutter nichts gelten könnten. Dieser Vorschlag wurde gebilligt und befolgt und Mazarin erhielt das Gouvernement nicht. In diesem Conseil war es, daß der König seinen Ministern erklärte, er wolle ganz allein regieren und er befahl einem jeden, nichts ohne seinen Befehl zu thun. Das Conseil wurde damals in dem Geländerzimmer gehalten, die Minister standen alle, sogar der Kanzler, und es saß niemand als ein Staatssecretär, aber auch nur wenn er schreiben mußte *).

Ich

*) Das Stehen war nur im Conseil der Depeschen üblich. Denn im Staatsconseil saßen die Minister. Dieser Unterschied hatte seinen Grund in der eigenen Beschaffenheit des Conseils der Depeschen. Ehemals waren nämlich für dieses Conseil nur summarische Geschäfte bestimmt, als Bittschriften und Memoires,

Ich habe schon von der Anhänglichkeit Mazarins an alles ihm angehörige gesprochen; dieser große Minister hatte aber noch größere Schwächen. Kurz vor seinem Tode wollte er doch nicht krank scheinen, er ließ sich das Gesicht mit roth und weiß bemahlen und ließ sich in der Sänfte austragen, um sich sehen zu lassen. Der Graf von Nogent begegnete ihm unterweges und sagte zu ihm: Monseigneur, man sieht wohl daß Ihnen die freye Luft gut thut, denn Sie sehen gut aus. Aber ungeachtet dieses Complimentes, das vielleicht boshaft gemeint war, wurde es dem Cardinal kurz darauf übel und er ließ sich sogleich zu Hause tragen. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Graf von Nogent wieder und fuhr in demselben Tone fort: Monseigneur man sieht wohl, daß Ew Eminenz sich übel befinden, denn Sie sehen sehr roth aus.

In dieser letzten Krankheit kam einmal Monsieur zum Kardinal, um ihn dafür zu danken, daß er ihm funzigtausend Ecûs vom Könige verschafft hatte. Monsieur war ganz vor Freuden ausser sich. Als er weg war, sagte der Kardinal zu einem seiner Freunde, der bey ihm war: ich habe wohl fünf mal so viel als die funfzig tausend Ecûs, welche Monsieur erhalten hat; aber ich möchte sie ihm gegeben haben und eine so lebhafte Freude empfinden, wie er. Warum sollten Ew. Eminenz sich dieses Vergnügen nicht machen können, antwortete der Freund; Sie brauchen diese Summe nur den Armen zu geben. Das ist leicht gesagt, antwortete der Cardinal; aber Monseigneur, versetzte der Freund, das ist das Mittel, um sich Schätze im Himmel zu sammeln wie Jesus Christus sagt. Das ist alles schön und gut, sagte der Kardinal, aber das Geld ist doch besser.

Wäh-

moires, in denen man sich vom Könige eine Gnade ausbat, Bittschriften zur Erlangung einer Frist, Schwierigkeiten, die in Rücksicht einer vom Könige ertheilten Gnade zu heben waren. Alle diese verschiedenen Gegenstände wurden dem Könige vorgelegt, der darüber jedem der Staatssecretäre seine Meinung sagte. Bisweilen kamen Geschäfte vor, in welchen sich verschiedene Punkte befanden, die auf die Marine, oder auf das Kriegswesen oder auf die Justiz Bezug hatten. Von diesen sprach der König mit dem Kanzler. Nach und nach haben sich die Geschäfte des Conseils der Depeschen erweitert. Gegenwärtig werden Processe darinne entschieden.

Während seiner ganzen Krankheit wurde bey ihm Karte gespielt; der Comthur von Souvré spielte für ihn. Dieß dauerte bis zu dem Tage, wo er die letzte Oelung erhielt. Der Nuntius gab sie ihm und Joly, der Pfarrer von St. Nicolas des champs stand ihm in den letzten Augenblicken bey. Der Kardinal sagte beständig zu ihm: sprechen Sie mir nur von der Barmherzigkeit des Herrn, seine Gerichte fürchte ich schon genug.

Hr. von Beseman, Gouverneur der Bastille, war Capitain der Garde Mazarins. Als der König den Cardinal zum letztenmale besuchte (es war in seiner Sterbestunde), ließ Beseman der Garde des Kardinals die Waffen niederlegen und warf sich dem Könige zu Füßen, der ihn gütig aufnahm und für ihn zu sorgen versprach.

Ich habe noch einen Umstand vergessen, nämlich daß nach Fouquets Verhaftung Colbert ins Conseil aufgenommen wurde.

Ich habe schon mehrere Facta aus einem mir mitgetheilten Manuscript angeführt. Man kann aber nicht aufmerksam genug alles, was auf Ludwig XIV Bezug hat, bemerken.

Dieser Monarch war noch nicht zwölf Jahr alt, als er den 3. May 1650 von Paris nach Guyenne reiste, um eine in Bourdeaux entstandene Empörung zeitig zu dämpfen. Ein junger Edelmann vom Hofe, für den er viel Freundschaft hatte und der mit ihm fast von einem Alter war, bemerkte Thränen in seinem Auge, als er Truppen in Revüe vor sich vorbeypassiren sah. Er nahm sich die Freyheit ihn nach der Ursache zu fragen. Ich werde nicht immer Kind seyn, antwortete der König, und diese Schurken von Bourdeaux werden mir nicht immer Gesetze vorschreiben *).

Das Manuscript setzt hinzu: der junge Prinz habe den Muth seines Großvaters und die Klugheit seines Vaters und mache sehr wenig Wesens; aber diese Hoffnungen, welche Lud-

*) Er hat Wort gehalten; er hat von den reifern Jahren an bis in sein höchstes Alter nie unterlassen, seine Städte, seine Provinzen, sein ganzes Reich mit Gewalt der Waffen zu despotisiren. Was sind die Folgen davon gewesen? Er hat sein Reich entvölkert, mit Schulden belastet, in den Händen der Pächter zurückgelassen.

Ludwig XIV mache, habe man nicht dem Kardinal Mazarin zu verdanken; im Gegentheil habe dieser sein möglichstes gethan, um einen ganz gemeinen Fürsten aus ihm zu machen, das sind die Worte.

Das nämliche Manuscript spricht mit viel Verachtung von dem Charakter Vendomés, des Admirals von Frankreich, welcher die Erbin von Mercoeur geheirathet hatte. Es sagt, er sey ein Poltron und einer der schlechtesten Menschen gewesen, die man finden könne. Dieser Vendome sagte einst zu einem jungen Menschen, welcher in die Welt treten wollte; haben Sie ja nicht die Thorheit rechtschaffen und tugendhaft wie ihr Vater, zu seyn und seinem Rathe und Beyspiele zu folgen; hüten Sie sich aber besonders vor der Frömmigkeit, das ist das Mittel, um sich zu allem untauglich zu machen; man muß lügen und trügen um sein Glück zu machen. Mein Sohn, der Herzog von Mercoeur, ist ein Narr, der Herzog von Beaufort ist ein Galanthomme; ihre Mutter ist auch ein einfältiges Weib, so wie die Ihrige. Diese Frau von Vendome, die er meinte, war wirklich eine sonderbare Frau. Man erzählt von ihr: als die Königin einst mit ihr von den Schwestern des heil. Sacraments sprach, habe sie geantwortet, es wären heilige Nonnen; sie habe sie sich vor dem heil. Sacrament prostituiren gesehen. Wenn man mit ihr von ihrem Sohne sprach, welcher Admiral und zur See war, so sagte sie, er kreuze an den Küsten in einem Boote. Sie hatte auch einen Sohn, der Kardinal war; diesen nannte sie Cardinal altéré statt à latere. Von dieser Frau von Vendome waren Kinder der Herzog von Mercoeur, der Kardinal von Vendome, der Herzog von Beaufort und Frau von Nemours. Es ist bekannt daß Beaufort seinen Schwager, den Hrn. von Nemours, tödtete.

Noch eine Anecdote von Ludwig XIV, welche sehr bemerkenswerth ist. Die Reliquien der heil. Margarethe sollten wo anders hin geschaft werden und dazu, ich weiß nicht warum, war ein königliches Patent nöthig. Genug das Patent wurde ausgefertigt und der Staatssecretär brachte es vor den König. Dieser ließ es sich vorlesen und sagte: Sie haben mich sprechen lassen wie einen Heiligen, das schickt sich nicht; wen haben Sie vor Ausfertigung desselben zu Rathe gezogen? Hrn Dandilly, sagte der Staatssecretär. Bey diesen Worten gerieth der König in einen Zorn, wie man

selten

selten an ihm zu sehen gewohnt war; er nahm das Papier, zerriß es und sagte zum Staatssecretär, fertigen Sie ein anderes aus und lassen Sie mich als König sprechen, und nicht wie einen Jansenisten.

Die letzte Gnade, welche die Königin Mutter noch den letzten Tag vor Abtretung der Regierung ertheilte, war daß sie dem sechzehnjährigen Sohne eines Staatssecretärs die Anwartschaft auf seines Vaters Stelle zuerkannte. Sie war lange unentschlüssig, weil der Kardinal damals abwesend war. Auch sagte der Erzbischof (Villeroy), ein sehr verständiger Herr, zu dem jungen Staatssecretär, als er ihn in Lyon besuchte: der Kardinal Mazarin ist mächtiger als je, er ist der Gott des Augenblicks. Zeigen Sie gegen ihn die größte Ergebenheit und Anhänglichkeit, und wiewohl Sie schon der Königin den Eid abgelegt haben, so erbieten Sie sich, den Eid nochmals dem Könige in seiner Gegenwart ablegen zu wollen. Er setzte noch hinzu: Man hat von der Erziehung, welche mein Bruder dem Könige gegeben hat (dieß war der Marschall Villeroy, der Gouverneur des Königs), schlecht urtheilen wollen; aber Sie werden sehen, daß man Unrecht hat, der König wird ein großer Fürst werden.

XV.

Zur Characteristik Monsieurs, des Bruders Ludwigs XIV, des Vaters Philipps II von Orleans, des nachherigen Regenten von Frankreich; über seine Zuneigung zum Chevalier von Lorraine.

Der Character dieses Prinzen und seine Neigungen zeigen sich sehr deutlich in einem mit Leidenschaft geschriebenen Brief an Colbert; ich hielt es daher für schicklich, dieses zur Rechtfertigung der St. Simon'schen Memoires dienende Stück hier beyzufügen. Dieser so schätzbare Brief ist aus Colbert's Papieren genommen.

Ein

Ein Brief Monsieurs, des Bruders Ludwig XIV an Colbert.

Villars-Coterets d. 2. Febr. 1670.

Da ich Sie seit einiger Zeit zu meinen Freunden zähle, und Sie von allen denen, welche die Ehre haben, dem Könige nahe zu seyn, der einzige sind, der mir bey dem entsetzlichen Unglück, das ich erfahren habe, Beweise der Freundschaft gegeben hat: so glaube ich Sie nicht zu belästigen, wenn ich Sie bitte, dem Könige zu sagen, daß ich hieher gereist bin, vom tiefsten Schmerze durchdrungen, mich in die Nothwendigkeit gesetzt zu sehen, ihn und seinen Hof mit Beschimpfung zu verlassen: denn — ich bitte den König das zu erwägen — was würde das Publikum dazu sagen, wenn man mich froh und unbekümmert die Vergnügungen von Saint-Germain und des Carnevals genießen sähe, während jener unschuldige Prinz, der beste Freund den ich auf dieser Welt habe, und der mich so herzlich liebt, für seine Liebe zu mir in einem elenden Kerker schmachten muß; ferner ist die Art und Weise, wie man ihn verhaftet hat, zugleich die empfindlichste Beleidigung für mich gewesen, denn ich wußte lange Zeit nicht, ob man es auf meine Person abgesehen habe, indem mein Zimmer sehr lange von allen Seiten mit Garden umzingelt, und Thüren und Fenster bewacht waren, und meine Domestiken kamen ganz erschrocken gelaufen und fragten, ob es meine Person gelte. Noch mehr, der König, läßt meine Gemahlin fragen, wie sie sich dabey verhalten wolle; dieß zeigte doch wohl, daß er Lust hatte sie zu unterstützen, wenn sie gegen mich ihre Pflicht vergessen und mich verlassen wollte. Dem allen ungeachtet würde ich den König nicht verlassen haben, wenn ich ihm nützlich zu seyn geglaubt hätte; aber die Art mit der er mich von jeher behandelt hat, überzeugt mich vom Gegentheil. Ich weiß daß ich ihm in der Gemüthsstimmung, in der ich mich befinde, nur unangenehm seyn könnte: ja es müßte ihm sogar äusserst lästig werden, beständig einen Bruder vor Augen zu sehn, den er zur Verzweiflung gebracht hat; dieses Verhältniß würde für mich eben so beschämend als ihm lästig seyn; und ich habe keinen andern Wunsch, als den tiefen Schmerz den ich empfinde, vor ihm zu verbergen, bis er mir die Freude

wiederschenken will. Dürfte ich es wagen, so möchte ich den König bitten, sich an meine Stelle zu setzen und sich zu fragen, was er in einem ähnlichen Falle thun würde, und mir selbst einen Rath zu geben, wie er ihn meiner würdig hielt, und wie er ihn einem Bruder geben müßte, der, wie ihn mein Betragen hat lehren können, immer bestrebt gewesen ist, ihm zu gefallen und seine Gunst zu verdienen. Indessen will ich lieber Ihnen als jedem andern mein Herz aufschließen; denn ich weiß, Sie sind aufrichtig und redlich, Sie kennen kein anderes Interesse als das des Königs, und Sie wissen besser als irgend jemand, daß mir jener traurige Fall zu einer Zeit widerfuhr, wo ich gewiß eine andere Behandlung verdiente, nach den vielen Aufopferungen, die ich dem Könige gemacht habe. Wäre der Hr. Chevalier von Lorraine schuldig gewesen, so würde ich ihn zuerst von mir entfernt haben, aber er hat nie nach etwas anderm gestrebt, als seine Gnade und Achtung zu verdienen, dafür konnte ich mich verbürgen, denn ich kannte am besten das Innerste seines Herzens; gleichwohl würde ich zur Beschämung seiner Feinde zeigen, daß ich den König mehr als mich selbst liebe, nur mag er mirs möglich machen, meine Bruderliebe mit meiner Ehre zu vereinigen, und ich beschwöre ihn, daß er sich erinnern möge, daß ich sein Bruder bin.

Dieß war es, was ich Ihnen zu sagen hatte, und ich schließe mit der Versicherung, daß ich unwandelbar Ihr Freund bin.

Philipp.

XVI.

Betrachtungen über die Spanische Regierung zu Anfang dieses Jahrhunderts, vier Jahre nach der Thronbesteigung des Herzogs von Anjou, des Enkels von Ludwig XIV; über die Prinzessin des Ursins und das Ministerium von Spanien.

Ein Brief von der Prinzessin des Ursins nach ihrer Rückkehr nach Spanien an Frau von Maintenon.

v. 4. October 1705.

Es kömmt jetzt nicht darauf an, die Großen zu befriedigen; dieß wäre nur möglich wenn man ihnen das angemaßte Ansehen ließ; aber dieß hieße das Reich zu Grunde richten, und die Person des Königs in Gefahr setzen; sondern man muß dahin arbeiten, wie es auch geschieht, Truppen zusammen zu bringen, und sie unterhalten zu können; dann kann man allem übrigen trotzen. Wollte Gott, wir könnten eben so gut den Geistlichen und Mönchen die Stirne bieten, welche die Anstifter aller der gegenwärtigen Unruhen sind. Nichts kränkt mich mehr als die Gewalt des Königs von Spanien so eingeschränkt zu sehen, daß er es nicht einmal wagen darf Menschen zu züchtigen, die öffentlich ihm die Krone vom Haupte zu reißen drohen, und außerdem oft noch anderer Verbrechen schuldig sind. Aber dieß ist fast täglich der Fall, und der Römische Hof hat es so unmöglich zu machen gewußt, daß man nicht einmal ein Wort dagegen sagen darf.

XVII.

Ueber den politischen Zustand Spaniens im J. 1705 in Beziehung auf die auswärtigen Mächte, auf Frankreich und Savoyen.

Ein Brief der Prinzessin des Ursins an den Marquis von Torcy.

v. 6. November 1705.

Es ist ausgemacht wahr, daß sich die Spanische Nation nur deßwegen einem Französischen Prinzen anvertraut hat, weil sie fürchtete, der Kaiser würde sie nicht genugsam unterstützen können. Die große Allianz war damals getrennt; Frankreich hatte mächtige Armeen auf den Spanischen Grenzen, und das Haus Oestreich schien von seinen Alliirten verlassen zu seyn, welche die Theilung der Spanischen Monarchie verlangten. Dieß waren die Gründe, deren man sich bediente, um Karl II. dazu zu bewegen, daß er den Herzog von Anjou zum Erben einsetzte. Dieß ist unbezweifelt gewiß. Philipp V wurde demnach mit dem allgemeinsten Beyfall empfangen, und niemand in Spanien war mißvergnügt, so lange die Lage der Dinge dieselbe blieb. Aber als der gröste Theil von Europa sich für den Erzherzog erklärt hatte, waren die Franzosen nicht mehr in Madrid sicher. Hr. von Blecourt kann davon reden, er befand sich damals in Madrid, und ich habe mehrere Briefe vom Hrn. Cardinal Portocarrero, die er mir nach Barcelona schrieb, welche das nämliche bestätigen. Der Abfall des Herzogs von Savoyen, und der Krieg mit Portugal machte die Treue der Spanier noch mehr wanken, und die unglückliche Schlacht bey Hochstädt, die man hier zu Lande als einen für Frankreich tödtlichen Streich ansahe, hat sie gänzlich von Frankreich abwendig gemacht. Nunmehr glaubten die Großen, die die Wohlthaten und Großmuth unsers Königs vergaßen, die Zertheilung ihrer Monarchie am besten verhindern zu können, wenn sie zur Partey der Alliirten, welche ihnen die stärkste

schien,

schien, übergiengen. Das Volk auf der andern Seite, das müde war den Handel so lange entbehren zu müssen, das von jeher die Franzosen gehaßt hatte, und von den unzähligen Emissarien, welche die Provinzen ungestraft durchzogen, gereizt wurde, machte sich die Hoffnung daß es unter der Herrschaft des Erzherzogs seine Wolle, worin sein ganzer Reichthum besteht, an die Engländer und Holländer verkaufen könnte, und daß dann seine Gallionen ungestört die Reise nach Amerika machen könnten, wovon, wie sie sich einbilden, die Franzosen gegenwärtig allen Nutzen ziehen.

Diese Rücksichten, Monsieur, und die Meinung die man hier hat, daß Frankreich im Todeskampfe liege, haben die allgemeine Lethargie hervorgebracht, in der sich auch diejenigen befinden, welche noch am treusten zu seyn scheinen. Alle die übrigen Vorspieglungen sind nur gebraucht worden, um jene Absichten zu verbergen; und nur um desto leichter, ohne sich förmlich der Untreue schuldig zu machen, des jetzigen Herrn los zu werden, haben die Conseils im vorigen Jahre die Truppen durch eine so barbarische Behandlung zu Grunde gerichtet, wovon die Folge ist, daß jetzt niemand mehr in der Infanterie dienen will. Soll man dem Herzog von Grammont etwas zur Last legen, so ist es das, daß er dieses schändliche Geheimniß nicht entdeckt und so wie die übrigen, dahin gearbeitet hat, die Angelegenheiten des Königs von Spanien auf den Punkt herabzubringen, wo sie Hr. Amelot gefunden hat.

Was die unter diesem neuen Ambassadeur getroffenen Veränderungen betrifft, so sind sie, während ich auf der Reise war, vorgegangen, und Sie können daher abnehmen, daß es mein Interesse nicht gestattet, sie zu billigen. Indessen kann ich doch behaupten, ohne in die näheren Umstände einzugehen, indem es die Zeit nicht erlaubt soviel mit Chiffern schreiben zu lassen, daß beynahe jede derselben dazu gedient hat, den Verlust dieser Monarchie für jetzt zu verhindern. Manche habe gewissermaßen das Ansehn des Königs wieder hergestellt, das fast gänzlich gesunken war, manche haben es möglich gemacht, einige Truppen aufzubringen und es hat keine die geringste Ursache zu der Empörung der Catalonier und zu dem Mißvergnügen der Provinzen Valencia und Arragonien gegeben. Diese Provinzen sind unter allen am be-

sten behandelt worden, sie zahlen dem Könige fast gar nichts und ich wüßte nicht, daß man ihre Privilegien im geringsten angetastet hätte.

XVIII.

Wie Fürsten die zur Tyrannei erzogen sind, die Privilegien der Völker mißhandeln und wie die Prinzessin des Ursins, trotz der traurigen Lage in welcher sich Spanien befand, die Catalonier behandelte. Treue der Spanier ungeachtet der Wuth des Ursins. Briefwechsel der Prinzessin des Ursins mit Frau von Maintenon.

24. Mai, 1706.

Nach Aufhebung der Belagerung von Barcelona hat der König von Spanien, da er die unübersteiglichsten Hindernisse zu überwinden hatte, um durch Arragonien zurückzugehen, den Entschluß gefaßt, sich nach Frankreich durch Roussillon zurückzuziehen, nachdem er seine ganze Artillerie und einen Theil seines Proviants zurückgelassen hat. Der arme Prinz zieht sich nun mit seinen geschlagenen, abgematteten, von allem entblößten Truppen zurück und muß noch dazu durch das verhaßte Catalonien gehen, wo er keinen Schritt vorwärts thun kann, ohne in jedem Gebüsch laurende Empörer zu finden u. s. w.

(Wenn sie von Ludwig XIV. spricht.)

Nie hat ein Unterthan so viel wahren Eifer für seinen Ruhm gezeigt und ihm soviel aufgeopfert, um ihm Gehorsam zu leisten, als ich, als er mir befahl, nach Spanien zurückzugehen.

den 24. Jun. zu Berlanga.

Die Königin von Spanien hat ihre Juwelen nach Frankreich geschickt, um sie zu verkaufen oder zu versetzen.

26.

26. Jun.

Der Hr Marschall von Berwick hat der Königin gerathen, Madrid zu verlassen, wohin der Feind zu kommen droht. Wir hoffen mit unglaublicher Ungeduld auf die Französischen Truppen, welche der König Sr. kathol. Majestät zu Hülfe zu senden geruht hat, denn ohne dieß wäre alles verloren.

Lerma, d. 4. Julius 1706.

Die besten Städte (von Castilien) haben nicht den Muth, der unbedeutendsten Aufforderung einer feindlichen Freiparthei Trotz zu bieten.

Die Nachrichten, welche uns der Hr. Cardinal de la Trimoille und der Vicekönig geben, lassen mich für Neapel fürchten. Wenn wir das Unglück haben sollten Spanien zu verlieren, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir die Italienischen Staaten behaupteten; und ein Fürst, der auch nur diese besäße, würde immer ein großer König seyn und könnte sich wohl befinden.

Burgos, d. 15. Julius 1706.

Die Spanischen Truppen zeigen soviel guten Willen, daß wir zu fürchten anfangen, daß die Feinde Madrid verlassen, bevor wir im Stand sind, sie anzugreifen. Wenn sie kühn genug seyn sollten, eine Schlacht zu wagen, so würde der Herrschaft des Erzherzogs in Castilien bald ein Ende gemacht seyn, wenig Portugiesen würden ihre Heimath wieder sehen und Saragossa würde nicht lange mehr seine Empörung behaupten können. Andalusien und die übrigen benachbarten Provinzen zeigen einen so thätigen Eifer, daß es scheint, als hätten wir von dieser Seite und für Cadix nichts zu fürchten. Valladolid, das zu wanken schien (vielleicht durch die Untreue einiger Minister), gab am 2 dieses einen sehr sprechenden Beweis seiner Treue. Alle, Männer, Weiber und Kinder stürzten, die Waffen in der Hand, aus den Häusern und riefen: Es lebe Philipp V. es sterben die Verräther; und sie waren so in Wuth, daß man es mit Recht als ein Glück ansieht, daß diese Bezeigung ihrer Treue nicht mit der Ermordung aller derer, welche Oestreichischer Gesinnungen verdächtig sind, begleitet gewesen ist. Alle diese Provinzen, so arm sie sind, beeifern sich mit der größten Anstrengung Geldbeiträge für den König zu sam-

meln. Wir können schon auf acht tausend Pistolen rechnen, wir haben sie zwar noch nicht, aber ich habe doch vor drei Tagen eine ziemliche Summe davon an den Hrn Ambassadeur geschickt, indem ich Mittel gefunden habe, sie mir hier auf mein Wort auszahlen zu lassen. Wir haben auch eine andere Sache im Werke, die uns einige funfzehntausend Pistolen verschaffen kann. Dieß würde in diesen Zeiten der Verwirrung und der gänzlichen Unterbrechung des Handels ein beträchtlicher Zuschuß seyn. Man meldet uns aus Arragonien daß sich mehr re große Städte mit einander verbunden haben, um sich gegenseitig zu vertheidigen und sogar Sarragossa angreifen wollen. Das Schlimme ist nur daß wir ihnen keinen Vorschuß an Geld geben können, den sie verlangen.

Ich mag nicht über die Ursachen nachdenken, die Hrn von Villars verhindert haben nach Italien zu gehen: ich möchte vielleicht welche finden, die mich gegen ihn empören könnten.

Burgos, d. 5. August 1706.

Von den Menschen, welche der Königin gefolgt waren, kümmert sich der größte Theil nicht das geringste darum, ob Carl III oder Philipp V ihr Herr ist.

Burgos, d. 12. August.

Seit das Volk von Madrid seinem rechtmäßigen Könige Beweise seiner Treue geben zu können geglaubt hat, ist seine Freude so groß und seine Liebe und Eifer für seinen Monarchen so lebhaft, wie es wenige Beyspiele geben wird.

Die Provinzen fahren fort Truppen zu ihrer Vertheidigung zu sammeln. Die ärmsten Oerter geben nach ihren Kräften und oft über ihr Vermögen Beyträge. Vorgestern brachte ein Landgeistlicher der Königin hundert und zwanzig Pistolen für den König; sein Dorf besteht nur aus hundert und zwanzig äusserst armen Familien. Er sagte zu Ihrer Majestät seine Beichtkinder schämten sich, so wenig zu schicken; aber sie bäten Ihre Majestät zu erwägen, daß sie Ihr zugleich mit den hundert und zwanzig Pistolen hundert und zwanzig Herzen entgegentrügen, die Ihr bis in den Tod treu wären. Der gute Mann weinte bey diesen Worten und wir mußten

alle

alle mit weinen. Ein anderer kleiner Ort der nur zwanzig Häuser hat, schickte gestern funfzig Pistolen mit ähnlichen Betheuerungen.

Der Hr Marquis von Torcy meldet mir, daß der Marquis von Leganés die Erlaubniß erhalten hat, nach Vincennes zu gehen und da zu wohnen. Bey allem was heilig ist, Madame, halte man diesen Menschen nicht für unschuldig; ich halte ihn für schuldig im höchsten Grad; und wenn man in seinen Papieren keine Beweise gegen ihn gefunden hat, so liegt es blos daran, daß seine Papiere von Menschen untersucht worden sind, welche ganz den Feinden ergeben wären.

XIX.

Ueber den Minister Orri und über die Prinzessin des Ursins in Beziehung auf ihn. Auszug aus der Correspondenz der Prinzessin und der Frau von Maintenon.

Burgos, d. 9. September 1706.

Der Hr Ambassadeur ist noch besser als ich von den Angelegenheiten Spaniens unterrichtet; er mag entscheiden ob Hr Orri entbehrlich ist oder nicht. Er hat mir mehrmals gesagt daß es ihm ohne ihn unmöglich gewesen wäre, für die Finanzen etwas zu thun .... Man hat sehr Unrecht wenn man mir länger die Unordnungen zur Last legt, welche Hr Orri verursacht haben könnte, wenn es wahr ist, daß seine Gegenwart oder sein Betragen wie man sagt, den guten und schlechten Dienern Sr. kathol. Majestät gleich lästig ist.

XX.

Ueber die Cortes oder Reichsstände von Spanien.

Die Könige von Spanien hatten die Klugheit gehabt:

1) Sich die periodischen oder häufigen Versammlungen der Reichsstände vom Halse zu schaffen.

2) Ihre Macht auf eine bloße Repräsentation, auf eine leere Ceremonie einzuschränken.

Gleich allen übrigen Völkern von Europa hatten die Spaniern das Recht verloren gehen lassen, repräsentirt zu werden.

Wenn die Monarchen die Mißbräuche begünstigen, dann neigt sich der Staat zu seinem Untergange.

Ganz anders machten es Karl der Große. Die Pipine gründeten ihre Macht auf die Theilung der Staatsgewalt auf Klugheit und Güte.

Aber die letzten Spanischen Könige waren so verblendet, daß sie es als ein Zeichen ihrer Größe ansahen, daß das Volk von der Regierung entfernt war, und es für eine Erniedrigung hielten, die Staatsgewalt zu vertheilen.

Dieser im J. 1788 den mehrsten Europäischen Fürsten gemeinschaftliche Irrthum, wird vielen die Ursache des Verderbens werden.

Zur Geschichte der Prinzessin Ursini.

Das sonderbare Schicksal dieser unternehmenden Frau hat ihr oft die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher gewonnen. Das Woltmannische Journal für Geschichte enthielt kürzlich zwey Aufsätze über sie, einen darstellenden und einen zur Berichtigung. Die Monographie von Voß ist bekannt. Früher hatte sie, „nach dem II Tome der sehr authentischen Nachrichten des Herzogs von St. Simon" selbst Spittler im IV Bande des Göttingischen Magazins S. 548-586. gezeichnet.

Nach seinem psychologischen und vergleichenden Blick macht er folgende charakteristische Einleitungsbemerkung: „In den ersten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts war eine Damenregierung in der Welt, wie sie sobald nicht wieder kommen wird, und schwerlich mehr mit so vielen persönlichen Sonderbarkeiten kommen mag. Auf dem Englischen Throne saß die Prinzessin Anna und nicht bloß Eine Stufe tiefer neben ihr stand ihr Gemahl, Prinz Georg von Däne-

Dänemark. Kayser Karl VI entschloß sich in wenigen Staatssachen, ohne seine Schwägerin, die Wittwe Kayser Josephs I., zu fragen. Und wenn Ludwig der XIV auch nicht feug, was Madame von Maintenon wollte, so that er oft, ohne sein Wissen, gerade nur was sie vorher beschlossen hatte. Die Wittwe Scarron regierte mit aller Demuth. Sie trieb ihr Regiment noch stiller, aber auch allgewaltiger als Katharina in Rußland. Weit schneller aber würde sie auch ihre Herrschaft verloren haben, als die Prinzessin Ursini in Spanien, wenn sie im Herrschen auch nur halb so laut geworden wäre, wie diese."

Ein solcher Blick auf die wahren Maschinerien der Staaten (mundus enim regitur parva sapientia!) enträthselt mehr, als tausend officielle Nachrichten, die eben deswegen, weil sie von Amtswegen entstehen, das, was von wegen der nicht amtlich, aber wirklich geltenden Leidenschaften und Privatrücksichten, desto mehr con amore geschieht, nicht enthalten, nicht einmal ahnden lassen.

Aus diesem Gesichtspunkt, als die wahre, aber nicht officielle Regentin Spaniens unter Philipp V. bis zu seiner zweiten Vermählung, verdient die berühmte des Ursins, oder Ursini, daß wir die interessante Erzählung von St. Simon durch einige ausgewählte Stücke anderer Memoiren vervollständigen und besonders ihre letzte Katastrophe dadurch erklärbarer machen.

P.

Carl Düclos in seinen (glaubwürdigen und eben so anziehenden) geheimen Memoiren zur Geschichte Ludwigs des XIV. und XV. hat S. 61 — 78. im I. Th. (Berlin 1792.) eine Art von Monographie über die Prinzessin Ursini eingewoben. —

„Würde man es glauben, wenn man nicht wüßte, wie weit die Frechheit einer Favoritin geht, daß die Prinzessin Ursini viele Monate hindurch den Friedensschluß zu Baden aufhielt? Dieses Weib hat eine so sonderbare Rolle, selbst in den allge-

gemeinen politischen Angelegenheiten, gespielt, daß es rathsam ist, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Anna Maria de la Tremoille, Wittwe von Taleyran, Prinz von Chalois heyrathete nachher den Herzog von Bracciano, aus dem Hause Ursini, der sie im Jahr 1698 zum zweytenmal als Wittwe hinterließ. Als das Herzogthum Bracciano verkauft wurde, um die Schulden des Hauses Ursini zu bezahlen, nahm sie den Namen als Prinzessin dei Ursini (französisch: des Ursins) an.

Als man die Hofhaltung der ersten Gemahlin Philipps V, der Tochter des Herzogs von Savoyen Victor Amadeus, einrichtete, wurde die Prinzessin dei Ursini zur Hofdame der Königin ernannt; sie erlangte bald eine unumschränkte Herrschaft über sie sowohl als über ihren Gemahl, und alles in Spanien ging durch ihre Hände. Der große Einfluß, den sie durch sich selbst genoß, wurde von französischer Seite noch unterstützt. Die Marquise von Maintenon, der daran gelegen war, den König für die Prinzessin des Ursins einzunehmen, schilderte sie ihm als eine eifrige Französin, durch welche er selbst seinen Enkel regieren könnte. Dieß war der Vorwand: Die wahre Absicht der Frau von Maintenon war, für den Schutz, den sie der Prinzessin angedeihen ließ, alle geheime Artikel der Spanischen Korrespondenz von ihr zu erhalten. Torcy, der Ludwig XIV allein dienen wollte, hatte sich nie bequemt, der Maintenon seine Depeschen mitzutheilen, daher sie ihm auch nicht gewogen war. Kein Weib, das regiert, verzeiht einem Minister, daß er sie seinem Herrn nicht vorzieht.

Die Prinzessin dei Ursini, berauscht von der Gunst, die sie genoß, glaubte sich alles erlauben zu können. Sie fieng eine Depesche auf, die der Abbe d'Estrees, französischer Ambassadeur in Madrid, dem König schrieb, und die ein Gemählde von dem Spanischen Hof enthielt, worin er sagte, daß die Prinzessin über alles, was sich ihr näherte, eine despotische Herrschaft ausübte, daß aber ein Mensch, Namens Boutrot d'Aubigny, der ihr Intendant wäre, und bey ihr schliefe, sie entschieden beherrschte. Aus Rücksichten hatte er hinzu gesetzt, man glaubte, daß sie mit einander verheyrathet wären. Aber die Prinzessin fand sich gerade nur durch diesen Zusatz beleidigt, und sie hatte die Unverschämt-

schämtheit, Ludwig XIV die Depesche mit den eigenhändig an den Rand geschriebenen Worten: verheyrathet, das ist nicht wahr! zuzuschicken.

Diese leichtfertige Art zu handeln stimmte weder zu den Sitten des Königs, noch zu der Prüderie der Frau von Maintenon. Der König schickte seinem Enkel den Brief, und foderte von ihm die Abschaffung der Prinzessin. Ihr überwiegender Einfluß über Philipps Geist mußte für den Augenblick doch der Frömmigkeit weichen, und dem Gehorsam, den Ludwig jederzeit bey seiner Familie zu erhalten gewußt hatte.

Die Prinzessin, von dem Spanischen Hofe entfernt, und von dem Französischen verworfen, blieb einige Zeit zu Toulouse in einer Art von Exil. Anfangs getraute sich Frau von Maintenon nicht, sie zu vertheidigen, aber der Verlust der Spanischen Korrespondenz that ihr leid. Sie ließ also dem Zorn des Königs Zeit, sich zu legen, kam allmählig ihrem Zweck immer näher, durch Vorstellungen von dem Schmerz, den der König von Spanien und seine Gemahlin über die Aufopferung ihrer Favoritin empfunden hätte; und endlich willigte der König, der zu bessern glaubte, wenn er strafte, in ihre Zurückberufung nach Madrid. Zugleich ließ er den Abbe d'Estrees, dessen Aufenthalt zu Madrid nunmehr mit lauter Unannehmlichkeiten verknüpft gewesen wäre, wieder kommen, und ertheilte ihm zur Entschädigung den Orden vom heil. Geist. Es war das erste Beyspiel, daß diese Gnade einem Geistlichen, der nicht Prälat war, widerfuhr.

Der König und die Königin von Spanien waren von der Prinzessin so eingenommen, daß ihre Abwesenheit sie ihnen nur theurer gemacht hatte. Sie erschien in Madrid mit mehr Glanz und Ansehen, als jemals. Auf einer Reise, die sie in das Bad zu Bagneres ihrer Gesundheit wegen that, wurde ihr ein Detaschement Leibwache mitgegeben. Sie setzte ihren Umgang mit d'Aubigni fort, jedoch mit mehr Discretion, aus Furcht vor Ludwig XIV, und hauptsächlich wohl um jene Lästerung, daß sie verheyrathet wäre, nicht wieder zu erwecken.

So viel Ehrerbietung d'Aubigni öffentlich seiner Gebieterin bezeugte, so behandelte er sie ins geheim zuweilen

mit

mit der Art von Uebermacht, die, entweder aus Verachtung oder aus Grundsatz, der Liebhaber sich gewöhnlich bey einem Weibe von einem viel höhern Stande anmaßt, und wodurch er sie mehrentheils desto fester an sich bindet.

Die Prinzessin hielt ihre Lage bey allem äusserlichen Glanze doch nicht für sicher. Schon einmal hatte sie sich dem Willen Ludwigs XIV aufgeopfert gesehen, sie konnte es wieder werden; sie beschloß also, sich durch Anschaffung einer Souverainetät, einen unabhängigen Stand zu machen, und warf ihre Augen auf die Stadt und das Kanton la Roche in Ardenne (Rupes Ardennae), 12 Stunden von Luxemburg.

Sie bewog den König von Spanien, der ihr nichts abschlagen konnte, diesen Artikel zu einer Bedingung des Friedens zu machen, der zu Utrecht unterhandelt wurde. Um Ludwig XIV für diese Idee zu gewinnen, erbot sie sich, die Souverainetät von la Roche auf den Fall ihres Todes der Französischen Krone in dem Traktat zuzusichern. Sie ging mit einem Projekt um, dessen Ausführung weiter hinausgesetzt war, und das sie noch nicht offenbarte, nämlich dem König in der Folge den Vorschlag zu thun, ihr den Genuß der Souverainetätsrechte in Tonraino, gegen die Abtretung von la Roche, zu bewilligen. Sie weidete sich im Voraus an dem Vergnügen, in ihrem Vaterlande mit ihrem Glanze zu prangen, und zweifelte so wenig an der Einwilligung des Königs, daß sie d'Aubigni dahin schickte, um in der Gegend von Tours eine angenehme Lage, einen Boden, worauf ein weitläuftiges und bequemes Schloß zu bauen wäre, und den nöthigen Platz für die Gärten auszusuchen. D'Aubigni führte die Befehle der Prinzessin aus, wie es der Bestimmung des Schlosses am gemäßesten war. Man war erstaunt, einen bloßen Privatmann, den man als den Sohn eines Prokurators in Paris kannte, einen so ungeheuren Aufwand machen zu sehen, und an einem Orte, der weder Gerichtsbarkeit noch herrschaftliche Rechte hatte; Umstände, die ziemlich gleichgültig geschienen haben würden, wenn man gewußt hätte, für wen und weswegen die ganze Einrichtung gemacht wurde. Wir werden bald sehen, daß die Prinzessin nie den Genuß davon haben konnte. Das Schloß, Chanteloup genannt, behielt d'Aubigni zum Lohn seiner Dienste. Er verheirathete sich nach dem Tode seiner Ge-

Gebieterin, und als er 1733 starb, hinterließ er eine einzige, sehr reiche Tochter, die den Marquis von Armanterres, Constans heirathete.

Da die Bevollmächtigten von Spanien angewiesen waren, das Anliegen der Prinzessin dei Ursini zu unterstützen, so glaubte sie es ihrer Würde angemessen, zu Utrecht eine Art von eignem Minister zu haben. Der Baron von Capres Bournonville war es, der sich diesem verächtlichen Kontrast zwischen seiner Geburt und seinem Amte aussetzte. Keiner der Bevollmächtigten wollte mit ihm Unterhandlung pflegen, noch ihn anerkennen. Die Zurückweisungen, die Erniedrigungen, denen er zu Utrecht trotzte, machten in Spanien sein Glück, und er hielt sich für sehr gut entschädigt. Die Ehre, die man verkauft, wie wenig auch dafür gegeben werde, wird immer theurer bezahlt, als sie werth ist.

Die Empfehlung Philipps des Fünften, und die Zudringlichkeiten der Prinzessin waren vergeblich. Anfangs hatte Ludwig XIV die Ansprüche dieses ehrgeizigen Weibes mit ziemlicher Gleichgültigkeit angesehen; aber die Marquise von Maintenon, die ihr wirkliches Ansehen zu verhüllen gezwungen war, konnte es nicht verdauen, daß ihre Klientin sich öffentlich und anerkannt zur Souveraine machen wollte; sie suchte Mittel, sie beim Könige zu stürzen, und es gelang ihr bald, welche zu finden. Die Bevollmächtigten von Spanien besorgten das Anliegen der Prinzessin mit vielem Eifer; aber die von Holland wollten durchaus in nichts willigen, und das Friedensgeschäft stockte. Ludwig XIV, ungeduldig nach dessen Beendigung, erfuhr mit Unwillen die Ursache des Aufschubs, und da Frau von Maintenon seinen Zorn sehr billigte, ließ er den Bevollmächtigten seines Enkels bedeuten, wenn sie nicht auf der Stelle den Frieden unterzeichneten, sollte Spanien von Frankreich nichts mehr zu hoffen haben.

Da ihr Entwurf, eine persönliche Souverainetät zu erlangen, gescheitert war, dachte die Prinzessin nun auf nichts weiter, als ihre prekaire Regierung zu Madrid fortzuführen; aber bald erwachten wieder viel erhabnere Hoffnungen in ihr.

Die Königin von Spanien, von kalten Flüssen befallen, kränkelte lange Zeit, und starb den 14. Febr. 1714. Die

Prin-

Prinzessin bildete sich ein, daß es ihr nicht unmöglich seyn würde, ihre Nachfolgerin zu werden. Ihre Hoffnungen waren nicht ohne einigen Grund.

Philipp V, der von Natur sanft und träge war, und in der Abhängigkeit von seinem ältern Bruder, dem Herzog von Bourgogne, dem er anfangs zu gehorchen bestimmt gewesen, erzogen worden war, hatte von dieser Zeit her alle Anlagen, sich leiten zu lassen, empfangen, und die Prinzessin machte seit vielen Jahren die Erfahrung davon an ihrem eignen Beyspiel. Diesem Fürsten, den man ausserdem in der Frömmigkeit auferzogen hatte, war zu einem andächtig zaghaften Gewissen ein heftiges Temperament zu Theil geworden, das ihm den Genuß eines Weibes zum steten Bedürfniß machte. Er hatte sich von seiner Gemahlin erst 5 Tage vor ihrem Tode gebettet, und ob ihr Zustand gleich sehr ekelhaft war, unterließ er doch nie, die ehelichen Rechte auszuüben. Er hatte mehr Bedürfnisse als Gefühl; denn an dem nämlichen Tage, da man den Leichnam der Königin nach Eskurial trug, ging er auf die Jagd, und als er zu Pferde zurückkam, und den Leichenzug von weitem gewahr wurde, näherte er sich, um ihn vorbeygehen zu sehen.

Die Prinzessin war zu alt, um noch Kinder zu haben; aber der König hatte 3 Söhne, durch welche die Nachfolge gesichert schien, und bey seiner Sinnlichkeit und seiner Gewissenhaftigkeit war es ihm gerade genug ein Weib zu finden, und daß dieß Weib seine Frau wäre.

Um das Band immer enger zu knüpfen, ließ die Prinzessin sich zur Gouvernante der Infanten ernennen, oder vielmehr sie machte sich selbst dazu; diese konnten auch zu ihrer Erhaltung in keinen bessern Händen seyn, als in denen einer Person, die selbst ihren größten Vortheil dabey fand. Sie zog den König aus dem Pallast, wo die Königin gestorben war, und anstatt ihn in einen andern zu führen, z. B. nach Buenretiro, wo der Hof logirt werden konnte, führte sie ihn in das Hotel von Medina Coeli, wo der Mangel an Platz den Haufen der Hofleute entfernt hielt. Es näherten sich dem König nur 3 oder 4 Männer, um ihm die Zeit zu vertreiben, unter dem Namen Recreadores, und von diesen konnte die Prinzessin gewiß seyn. Ihre Zimmer waren bloß durch eine offne Gallerie von denen des Königs getrennt. Der

Vor-

Vorwand, die Infanten zu ihrem Vater zu führen, berechtigte die Gouvernante schon hinlänglich, frey über die Gallerie zu gehen: aber sie wollte den König zu andern Stunden sehen, und um keine Zeugen ihrer fleissigen Besuche zu haben, gab sie Befehl, diese Gallerie mit Bretern zu verschlagen. Zufälligerweise wurde dieser Befehl an einem Sonnabend Abends gegeben. Die Haukwerksleute machten sich ein Bedenken daraus, am Sonntag zu arbeiten; der Kontroleur von den Gebäuden fragte den Pater Robinet, Beichtvater des Königs, und ein Französischer Jesuit, ob man an einem solchen Tage arbeiten könnte. Der Höfling war anfangs versucht, der Frage auszuweichen; aber weil man in ihn drang, zu antworten, gewann der ehrliche Mann die Oberhand. Ja, sagte Robinet gerade und trotzig, arbeiten Sie den Sonntag, und wenns Osterfonntag wäre, sobald es geschähe, um die Gallerie abzutragen. Aber die Prinzessin gab die nöthige Dispenz und der Verschlag wurde fertig.

Von diesem Augenblick an zweifelte der Hof nicht mehr, daß der König die Prinzessin dei Ursini heirathen würde; aber der Pater machte dem Handel auf immer ein Ende.

Der König, der sich gern mit seinem Beichtvater von den französischen Neuigkeiten unterhielt, fragte ihn einmal, was man in Paris Neues sagte? Sire, antwortete Robinet, man sagt dort, daß Ihro Majestät die Prinzessin des Ursins heirathen wollen. O das gewiß nicht! sagte der König trocken und ging weiter.

Die Prinzessin erhielt Nachricht von diesem kurzen aber für sie beziehungsvollen Gespräch, und sie begriff daraus, daß sie ihren Plan aufgeben müßte. Konnte sie aber den Thron nicht selbst besteigen, so richtete sie nun wenigstens ihre Absichten darauf, eine Fürstin auszusuchen, die zu den wenigsten Ansprüche auf diese Stelle berechtigt wäre, die ihr dieselbe zu verdanken hätte und sie regieren ließe. Sie warf ihre Augen auf die Nichte des Herzogs von Parma, Elisabeth Farnese *). Sie glaubte, daß diese Prinzessin, an dem kleinen

*) Elisabeth Farnese, geb. d. 25 Octbr. 1692., war die Tochter von Odoardo Farnese, und von Dorotyea Sophia, Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, aus

nen Hofe von Parma eingeschlossen, ohne irgend eine Art von Erziehung, die auf einen so hohen Stand abgezweckt hätte, in jeder Art von Geschäften fremd seyn müßte, und sich überglücklich finden würde, nicht allein so unerwartet der Gegenstand einer solchen Wahl zu seyn, sondern auch bey ihrer Ankunft an einem großen Hofe eine Freundin zu finden, die gütig genug wäre, sie zu leiten. Sie vertraute ihre Entwürfe dem Abbate Giulio Alberoni, der zu Madrid Agent des Herzogs von Parma war, und forderte von ihm nähere Nachrichten über die Prinzessin von Parma. Der Abbate, welcher sogleich die Pforte des Glücks für sich offen erblickte, antwortete den Wünschen der Fragerin gemäß, und sagte ihr alles Wahre und Falsche, was sie in ihrem Projekt bestärken konnte.

Sicher, daß der König jede Gemahlin annehmen müßte, die sie ihm vorschlagen würde, sprach sie mit ihm von dieser, erhielt seine Einwilligung, und der Antrag wurde förmlich gethan. Während der Unterhandlungen, und fast in dem Augenblick, da alles abgethan werden sollte, erfuhr die Favoritin, daß die Prinzessin von Parma zwar wenig Erziehung bekommen, daß sie aber viel natürlichen Verstand und Charakter hätte. Diese Eigenschaften waren ihr nicht die erwünschtesten an ihrer künftigen Schülerin. In ihrem Schrecken fertigte sie einen Kurier ab, um alles aufzuhalten. Er kam zu Parma an, den nemlichen Tag, den 16. August, wo die Vermählung, Kraft der vom König von Spanien an den Herzog von Parma, den Onkel der Prinzessin, gesandten Prokuration, um Se. Katholische Majestät zu repräsentiren, durch den Kardinal Gozzadini, Päpstlichen Legat, a Latere gefeiert werden sollte.

Der Onkel und die Nichte faßten ihren Entschluß auf der Stelle. Der Kurier wird eingesperrt, man schlägt ihm die Wahl vor, entweder gleich umgebracht zu werden, oder eine beträchtliche Summe anzunehmen, und bis zum andern Tag verborgen zu bleiben, da er dann öffentlich erscheinen sollte, als ob er nur eben angekommen wäre. Die Wahl war bald getroffen, die Vermählung wurde gefeiert, und der Kurier erschien erst den Tag darauf. Den Abend vorher war

dem Neuburgischen Stamme. Diese nemliche Dorothea Sophia heirathete als Wittwe den Herzog von Parma, Franz Farnese, ihres ersten Gemahls Odoardo Bruder.

war ein anderer schon mit einem Briefe von der Prinzessin abgefertigt worden, worin sie dem Könige meldete, daß die Vermählungsfeier vorbey wäre, und daß sie abreiste, um sich zu Sr Majestät zu begeben. Sie schiffte sich auch wirklich zu Sestri di Levanti ein; da sie aber die See nicht vertragen konnte, ging sie zu Lande von Genua nach Antibes, und durchschnitt einen Theil von Frankreich bis an die Spanische Grenze. Der König ließ ihr auf dem Wege und an den Orten, wo sie sich aufhielt, alle Ehrenbezeugungen erweisen, die sie annehmen wollte. Wie sie zu Pampeluna ankam, fand sie den Abbate Alberoni: sie sagte ihm, daß sie entschlossen wäre, die Prinzessin dei Ursini, im ersten Augenblick, wo sie dieselbe sehen würde, fortzujagen. Alberoni stellte ihr die Gefahr dieses Unternehmens vor, und suchte sie durch die Furcht vor dem König, über welchen die Prinzessin die entschiedenste Herrschaft ausübte, davon abzubringen. Aber die Königin zog einen Brief hervor und warf ihn auf den Tisch: „Lesen Sie, sagte sie, und Sie werden nicht „mehr so furchtsam seyn." Der Brief war vom König von Spanien. Er trug ihr auf, die Prinzessin wegzujagen und schloß mit den Worten: „Nehmen Sie sich nur ja in Acht, „daß Sie gleich im ersten Augenblick Ihren Streich nicht ver„fehlen, wenn das Weib Sie nur zwey Stunden sieht, so „sind Sie gefesselt, und sie wird uns verhindern, bey einan„der zu schlafen, wie bey der verstorbenen Königin."

Alberoni hatte nichts mehr einzuwenden und die Königin setzte ihren Weg fort, mit dem Vorhaben, nicht sowohl die ersten Dienste der Prinzessin anzunehmen, als vielmehr den letzten Schimpf zu rächen, den sie im Begriff gewesen war, von ihr zu erdulden.

Der König, dem von dem Kurier nichts bekannt war, der die Prinzessin abgefertigt hatte, um die Heirath rückgängig zu machen, war voller Freude über die Aussicht, bald wieder den Genuß eines Weibes zu haben, und ging ihr bis Guadalaxara, 12 Stunden von Madrid, entgegen.

Was für Entschuldigungsgründe die Prinzessin auch bereitet haben mochte, um die Abfertigung des Kuriers gegen die Königin zu beschönigen, so fing sie doch auf allen Fall damit an, daß sie sich zur Camarera major dieser Königin ernennen ließ, wie sie es bey der vorigen gewesen war, und sie ging ihr bis Quadraque, 7 Meilen weiter, als der

König, entgegen. Als sie sich der Königin vorstellte, zog sich alles zurück, um sie zusammen allein zu lassen; einen Augenblick darauf hörte man sehr laut sprechen; die Königin rief nach ihren Officieren, sie sollten diese Närrin fortschaffen, die gegen sie die schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzte. Die Prinzessin, voll Bestürzung, fragte, worin ihr Verbrechen bestünde. Die Königin, ohne ihr zu antworten, befahl dem Lieutenant von der Leibwache Damezagua, der das Detaschement anführte, er sollte das Weib mit zwey sichern Officieren in einen Wagen einsteigen, auf der Stelle abreisen und bis Bayonne begleiten lassen. Damezagua wollte vorstellen, daß es nur dem König zukäme, einen solchen Befehl zu geben: Haben Sie denn nicht einen, sagte die Königin mit Stolz, mir in allem, ohne Rückhalt und ohne Gegenvorstellung, zu gehorchen? Den Befehl hatte er auch wirklich, ohne daß jemand es wußte. Erstaunt, die Königin davon unterrichtet zu finden, sah er wohl ein, daß ihm nichts übrig bliebe, als Gehorsam.

Als Alberoni aus Spanien verwiesen worden war, ging er über Frankreich nach Italien, und schlief eine Nacht in Aix. Der Marquis, nachher Marschall von Brancas, der zu Aix Commandant war, hatte Befehl, alle Ehrenbezeugungen gegen ihn zu unterlassen, und schickte daher blos einen Secretär, um ihn über seine Ankunft zu komplimentiren. Aber ein Officier, Namens Lottier, der in den Diensten des Herzogs von Vendome gewesen war, und bey diesem Prinzen einen genauen Umgang mit Alberoni gehabt hatte, bat den Marquis um die Erlaubniß, diesen alten Freund zu besuchen. Der Marquis hatte nichts dawider, sondern war vielmehr sehr damit zufrieden, und trug Lottier auf, den Kardinal schwatzen zu machen. Dieser behielt sie beyde zum Abendessen, und im Gespräch erzählte er die Umstände, die ich eben angeführt habe. Ich hörte sie späterhin vom Marechal von Brancas, dem sein Secretär und Lottier sie dem nämlichen Abend wieder hinterbracht hatten.

Die Prinzessin dei Ursini mußte sich in den Wagen setzen, mit einer Kammerfrau und zwey Officieren von der Garde, ohne Kleider und Wäsche als die sie eben an hatte, und sie reiste um 8 Uhr des Abends den 23 December 1714 bey einer sehr empfindlichen Kälte ab.

Den

Den folgenden Tag kam die Königin in Guadalaxara an. Der König bot ihr beym Aussteigen den Arm, führte sie in die Kapelle, wo sie verheirathet wurden, von da in ein Zimmer, wo sie sich zu Bette legten und nicht eher aufstanden, als um Mitternacht die Messe zu hören.

Der König erlaubte den Neffen der Prinzessin, Conti und Chalais zu ihr zu gehen, und gab ihnen einen Brief mit, durch welchen er ihr bezeugte, daß er ihr Schicksal bedauerte, daß er aber dem Willen der Königin nicht hätte widerstehen können, und daß er ihr übrigens ihre Pensionen ließe.

Die Königin veränderte nichts an ihrer Hofhaltung, obgleich diese aus lauter Kreaturen der Prinzessin bestand. Man war sehr sicher, daß ihr nach ihrem Sturz keine mehr übrig bleiben würde. Diese Königin, die man als so unerfahren in dem Geist der Höfe geschildert hatte, zweifelte keinen Augenblick daran.

Unterdessen war die Prinzessin die ganze Nacht durchgefahren. Im Wagen herrschte ein tiefes Stillschweigen: sie konnte sich noch von dem, was ihr geschah, nicht überzeugen, und zweifelte nicht, daß der König eine solche Behandlung empfinden, und ihr nachschicken würde. Ihre Täuschung währte bis zu der Ankunft ihrer Neffen, die unterwegens zu ihr stießen und ihr den Brief des Königs einhändigten. Als sie diesen las, ließ sie sich weder Seufzer nach Klagen, noch irgend ein Zeichen von Schwachheit entfahren. Ihre Begleiter, gewohnt sie zu ehren und zu fürchten, waren so bestürzt, als sie, über diese Begebenheit, und trennten sich von ihr erst zu Saint Jean de Luy, wo sie den 14 Januar 1715 ankam. Als sie von ihrem Geleite befreit war, erfuhr sie von ihrem Neffen, daß die Königin am Abend ihres Unfalls dem König geschrieben hätte, daß er bey Lesung ihres Briefs bewegt geschienen, aber keinen Befehl ertheilt hätte.

Von Spanien hatte sie nun nichts mehr zu hoffen, aber sie schmeichelte sich in Frankreich irgend eine Stütze zu finden, und nahm ihren Weg dorthin. Zu Bayonne ließ sie der verwittweten Königin von Spanien, Maria Anna von Neuburg, Complimente machen, die diese zurückwies; und in Paris wollte niemand sie aufnehmen, als ihr Bruder, der Herzog von Noirmoutier, wo sie von vielen Leuten mehr aus Neugierde als aus Theilnahme besucht wurde. Um hier al-

les mitzunehmen, was diese Favoritin angeht, werde ich noch hinzusetzen, daß sie endlich eine Audienz vom Könige bey der Frau von Maintenon erlangte, mit welcher sie aber wenig Ursache hatte, zufrieden zu seyn. Einige Tage später mußte sie die ausgezeichnetste Demüthigung erfahren. Die Königin von Spanien, welche die Regentschaft des Herzogs von Orleans und die Wichtigkeit des Einverständnisses zwischen den beyden Monarchieen voraussah, brachte dem Könige eine bessere Meinung von diesem Prinz bey. Flotte und Renaud, die noch gefangen waren, wurden auf freien Fuß gestellt, und für unschuldig erklärt. Philipp V schrieb dem König, er habe die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen gegen den Herzog von Orleans erkannt, und fühle das größte Verlangen, sich mit ihm auszusöhnen. Der Herzog schrieb hierauf, im Einverständniß mit dem König, an Philip V., von dem er die verbindlichste Antwort erhielt. Da die Prinzessin dei Ursini die erste Urheberin dieser Sache gewesen war, glaubte der Herzog es seiner Ehre schuldig zu seyn, ihr seine Verachtung empfinden zu lassen, und er ließ ihr durch den König verbieten, sich je an einem Ort zu zeigen, wo er, oder jemand aus seiner Familie, ihr begegnen könnte. Sie sah, daß es Zeit wäre auf einen Rückzug bedacht zu seyn, und sie hätte Holland erwählt, aber die Generalstaaten wiesen sie zurück.

Vierzehn Tage vor dem Tode des Königs reiste sie ab, aus Furcht sich in der Gewalt des Herzogs von Orleans zu befinden. Sie suchte überall einen Zufluchtsort, kam nach Scamberri, nach Genua, und blieb endlich in Rom. Ihre Pensionen von Frankreich und Spanien wurden ihr auf die Befehle Philipps V und des Herzogs von Orleans immerfort richtig ausgezahlt. Der Hang zum Hof klammert sich so fest in den Herzen derer, die ihm lange gefolgt sind, daß sie nur am Hofe leben können, wär's auch bloß, um zu kriechen. Sie tröstete sich am Bilde, nachdem sie den Genuß der Wirklichkeit eingebüßt hatte. Sie hing sich an den Prätendenten Jakob III, machte die Honneurs seines Hauses, und bekannte sich zu seiner Etikette. Sie starb am 5 Decbr. 1722 über 80 Jahre alt *).

Es

*) Sie war also schon über die 70, als sie den König verführen wollte; Man weiß nicht ob man diese Hofkarrikaturen bewundern, belachen oder — beweinen soll!

Es wird an seinem Ort seyn, daß ich hier noch einige Umstände zusammenstelle, die mit den eben angeführten in Verbindung gestanden haben.

Als die Prinzessin dei Ursini nach dem Tode der ersten Königin so viele Vorkehrungen traf, um ihre Entwürfe den Augen des Publikums zu verbergen, und in dieser Absicht den König in einer unzugänglichen Einsamkeit zurückzuhalten, zog sie mehr als jemals, die Aufmerksamkeit des Hofs auf ihre Wege, und die geflissentliche Heimlichkeit gab gerade ihren Planen Ruchbarkeit. Niemand zweifelte, daß es ihr Zweck wäre, und daß es ihr gelingen würde, den König zu heirathen. Der Marquis von Brancas, Französischer Botschafter in Madrid, war davon überzeugt. Seine Pflicht war, seinen Herrn davon zu benachrichtigen; da ihm aber aus dem Beispiel des Abbe d'Etrees bekannt war, daß weder die Posten, noch die Kuriere sicher wären, bat er Ludwig XIV um Urlaub in wichtigen Angelegenheiten, erhielt ihn, und bereitete alles zu seiner Abreise.

Die Prinzessin, die den Zweck dieser Reise ahndete, ließ den Kardinal del Giudice *) einen Tag früher abreisen, um allem, was Brancas sagen möchte, am Französischen Hofe vorzubauen, seine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen, seine Zurückberufung zu betreiben, und den König zur Genehmigung eines Ehebündnisses zu bewegen, von dem er bisher keine andere Nachricht hatte, als durch die öffentlichen Zeitungen. Das letzte war keine leichte Arbeit. Als die Prinzessin von Parma dem König von Spanien bestimmt wurde, war sie schon an den Herzog della Mirandola versprochen, welcher die Grandezza und die Oberstallmeisterstelle sich zur Ehre schätzte. Die Heirathsartikel sollten mit dem Diener beschlossen werden, als man sie für den Herrn von neuem aufzeichnete.

*) Der Kardinal del Giudice, Großinquisitor von Spanien, war ein Bruder des Herzogs Giovenazzo, welcher Staatsrath d. h. Minister und ernannter Grande von der dritten Klasse auf drei Generationen war. Ihr Vater, ein Genueser, hatte sich in Neapel niedergelassen, wo er im Handel ein ungeheures Vermögen erworben hatte. Der Sohn des Herzogs von Giovenazzo und Neffe des Kardinals del Giudice, war der Prinz Cellamare, Spanischer Botschafter in Frankreich, von welchem unter der Regentschaft die Rede seyn wird.

Das waren die Instruktionen des Kardinals zu seiner Sendung nach Frankreich. Der Marquis von Brancas erkannte den Zweck dieser übereilten Reise. Obngeachtet er ihm nur den andern Tag folgen konnte, so holte er ihn doch in Bayonne ein, und da der Kardinal hier sein Nachtlager hielt, reiste der Marquis weiter, nahm von Station zu Station alle Pferde weg, kam zwei Tage vor ihm am Hofe an, und hatte Zeit, den König mit dem Zustand von Spanien bekannt zu machen.

Obschon Ludwig mit der Heirath seines Enkels sehr unzufrieden war, so glaubte er doch, daß die Sachen schon zu weit gediehen wären, um etwas dagegen einzuwenden, und er begnügte sich, den Vorschlag kalt anzuhören, ohne seine Gutheißung zu geben noch zu versagen; aber die Prinzessin dei Ursini war hierdurch vollends um seine ganze Gnade gekommen. Sie wurde bald gewahr, daß sie am Französischen Hof nicht gut stünde; aber anstatt es ihrer eignen Aufführung beizumessen, schob sie die Schuld auf die Ungeschicklichkeit, oder gar auf den bösen Willen des Kardinals. Sie beredete sichs um so mehr, als er selbst am Französischen Hofe Glück gemacht hatte. Ueberdem hatte er am Spanischen ein Ansehen, das, ohne die Macht der Prinzessin aufzuwiegen, doch von derselben unabhängig war. Die Sultaninnen dieser Art wollen, daß man blos durch sie und für sie existire. Sie stellte ihm eine Falle, in die er mit Gewalt gezogen wurde.

Man weiß, daß der Papst Klemens XI, nachdem er Philipp V als König von Spanien erkannt hatte, wie die Oestreichischen Truppen den Kirchenstaat betraten, den Erzherzog Karl dafür erkannte. Seitdem die Vernunft die Blitze des Vatikans gelöscht hat, ist die Furcht der Grund und die Triebfeder der Römischen Politik.

Macannas, ein Spanischer Rechtsgelehrter, Fiskal des Raths von Kastilien, erhielt vom Ministerium Auftrag, zu untersuchen, von welchem Gewicht in der gegenwärtigen Angelegenheit die Partie wäre, die der Papst wider oder für ergriffe. Macannas schrieb ein Werk voll Gelehrsamkeit, auf unwiderlegbare Grundsätze gebaut, und von furchtbaren Folgerungen gegen den Römischen Hof. Seit Luther und Calvin war der päpstliche Stuhl nicht so heftig angegriffen wor-

werden. Dieser Gegner war sogar gefährlicher, als die Ketzer, weil er alle Lehrsätze ehrte und bekannte, und nur das Zeitliche in Untersuchung nahm. Kurz, er schränkte die Ansprüche des Römischen Hofs auf ihren wahren Werth, d. h. auf sehr wenig, ein.

Macannas Schrift wurde vom König und vom Staatsrath gebilligt; aber aus Schonung für Rom hatte man die Bekanntmachung derselben aufgehalten. Die Prinzessin ließ sie verbreiten, um den Kardinal del Giudice in Verlegenheit und in die Nothwendigkeit zu setzen, es entweder als Minister mit dem Französischen und Spanischen, oder als Groß-Inquisitor mit dem Römischen Hof zu verderben.

Der Kardinal wäre gern neutral geblieben, aber man machte es ihm zur Unmöglichkeit. Der Nuncius und die Spanische Inquisition schrien laut um Rache, sie schrieben an dem Groß-Inquisitor, sie zwangen ihn öffentlich hervorzutreten, und einen Hirtenbrief gegen Macannas und seine Schrift herauszugeben. Ein Hirtenbrief des Groß-Inquisitors, von Marly datirt, und in Paris angeschlagen, schien dort etwas sehr buntscheckiges. Es war zwar gegen einen Spanier; aber dieser Spanier behauptete Französische Maximen, übrigens Maximen, die allerwärts zu Hause seyn sollten.

Auf einer andern Seite unterstützte der König von Spanien Macannas, durch die Prinzessin aufgemuntert; der Kardinal wurde von Frankreich zurückberufen, und erhielt unterwegs den Befehl, nicht wieder in Madrid zu erscheinen.

So standen die Sachen, als durch den Sturz der Prinzessin alles eine veränderte Gestalt erhielt. Die neue Königin die alles zerstöhren wollte, was die Favoritin gethan hatte, ließ den Kardinal del Giudice wieder kommen, und er wurde mit dem Ministerium bekleidet.

In dem Leben des Kardinal Alberoni (Histoire du Cardinal Alberoni depuis la naissance jusqu'au commencement de l'année 1719 par Mr. J. R. (Rousset) la Haye 1719) wird dem Alberoni das Verdienst angerechnet, daß er zuerst auf den Gedanken der Vermählung des

Königs mit der Parmesanischen Prinzessin gefallen sey, diese ganze Sache auf das schlaueste und geheimste durchgeführt, und zuletzt die Rathschläge an die Hand gegeben habe, die Prinzessin Ursini zu entfernen. Die Sache wird darinn folgendermaßen angegeben.

Als Alberoni, Agent von Parma zu Madrid zuerst den kühnen Gedanken faßte, den König von Spanien mit der Parmesanischen Prinzessin zu verheirathen, und die Ausführung dieses Plans als den Weg ansah, der ihn unfehlbar zur höchsten Staffel des Glücks führen müsse, so fühlte er dennoch die unzähligen Schwierigkeiten, die seinen Wünschen sich entgegen stellen würden. Eine Vermählung des Königs von Spanien mit einer Oestreichischen Erzherzogin konnte dem langen Streit über die Erbfolge ein Ende machen; er fürchtete, daß der Papst diese natürliche und wünschenswerthe Verbindung begünstigen würde, damit Italien nicht fernerhin der Kriegsschauplatz sey, worauf spanische und deutsche Soldaten kämpften. Vor allen Dingen aber fürchtete er die Prinzessin Ursini, die, wie damals behauptet wurde, sich selbst des Thrones nicht unwürdig fand. Auch noch eine Schwierigkeit stand, den Memoiren von Düclos zufolge, dieser Vermählung dadurch entgegen, daß die Prinzessin von Parma bereits mit dem Herzoge von Mirandola, Grand von Spanien und Oberstallmeister des Königs, verlobt war, und daß folglich der Herr eine Frau nehmen sollte, die für den Diener bestimmt war.

Diese Schwierigkeiten schreckten indeß Alberoni nicht ab, er offenbarte seinen Plan seinem Herrn, dem Herzoge von Parma. Diese beyden Männer hielten die Sache äußerst geheim. Sie beschlossen, dem Kardinal del Giudice, Großinquisitor von Spanien, der vorzüglich das Zutrauen des Königs genoß, ihr Vorhaben für das Erste noch nicht zu eröffnen, weil er ein vertrauter Freund der Prinzessin Ursini sey.

Dagegen entdeckten sie es dem Kardinal Aquaviva, der in Rom die spanischen Angelegenheiten besorgte. Dieser Mann begünstigte ihren Entschluß, war eben der Meinung, daß, ehe man einen Versuch in Madrid machte, man den Papst in das Interesse zöge, und bemerkte, daß die Päpste das Haus Farnese, welches einem Papste seine Entstehung

zu

zu verdanken hätte, stets geliebt, und daß es dem heiligen Vater schmeicheln würde, die Tochter eines seiner Vasallen auf einen Thron zu befördern. Dieses geschah, der Papst gab nicht nur seine Einwilligung, sondern schrieb deshalb an den König von Frankreich, und gab seinem Legaten zu Madrid Befehl, in dieser Sache Alberonis Absichten aus allen Kräften zu unterstützen. Hierzu verbanden sich auch diejenigen unter den Großen, die bloß nach den Befehlen des Versailler Hofs handelten. Kurz man machte dem Könige von Spanien ein so vortheilhaftes Bild von der Prinzessin von Parma, daß dieser, der wahrscheinlich sehnlichst wünschte, wieder eine Gemahlin zu haben, seine Einwilligung gab, und dem Kardinal Aquaviva den Auftrag ertheilte, um die Prinzessin anzuhalten.

Nach dieser Erzählung war also die Prinzessin Ursini weit entfernt, diese Verbindung vorzuschlagen. Im Gegentheil schreibt Alberoni: „Les favoris de la feu reine sont terriblement deroutés, et surtout la princesse favorite, je voudrois, que vous fussiez temoin de quels yeux elle me regarde, depuis qu'elle soupçonne que j'ai été le mobile de cette negociation."

Der Kardinal Aquaviva hielt um die Prinzessin an, und der Pabst schickte nach Parma den Kardinal Gozzadini, um die Trauung zu verrichten, worauf die neue Königin unverzüglich nach Spanien abreisete. Diese Fürstin folgte in allem, was den Spanischen Hof betraf, den Vorschriften, die ihr Alberoni ertheilte, und auf dessen Anrathen hatte sie ihren neuen Gemahl um die Entfernung der Prinzessin Ursini gebeten. Alberoni fühlte wahrscheinlich, daß, was dem König bey dieser Sache am schwierigsten seyn müßte, die Art sey, wie er diese Bitte erfüllen sollte, und daß Philipp zu schwach wäre, einen solchen Befehl selbst zu ertheilen, oder gar den Vorwürfen und Thränen der Prinzessin zu widerstehen. Er that daher den Vorschlag, daß die Prinzessin Ursini der Königin bis Quadraque entgegenreisen solle, und diese es über sich nehmen müsse, sie bey ihrem Empfang unverzüglich wegzujagen; und zu diesem Behuf wurde dem kommandirenden Offizier die bestimmte Vorschrift ertheilt, in allen Stücken die Befehle der neuen Königin blindlings zu befolgen.

Dies

Diese Erzählung hat den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, das Betragen, welches dem Alberoni zugerechnet wird, stimmt ganz mit den Grundsätzen überein, die er während seines uneingeschränkten Ministeriums nachmals geäußert hat.

Es ist der Mühe wehrt, auch noch einen Innländer, den Marquis von San Felipe, aus dem III Theil seiner Beyträge zur Geschichte von Spanien unter Philipp V — um so mehr zu vergleichen als durch seine Winke die fast unbegreifliche Entfernungsgeschichte der Prinzessin Ursini ein Motiv erhält, welches eine entscheidende Erklärung giebt. Sie hatte sich, wie man aus dem folgenden umständlicher sieht, die Inquisition, den Cardinal Großinquisitor, den Papst zu Gegnern gemacht. Die neue Königin war eine Clientin des römischen Hofs. Philipp der V stand jedem Eindruck kirchlicher Religiosität offen, sobald nur seine königliche Gewalt nicht gefährdet wurde. Kam nun, zu diesen mysteriösen Triebfedern der kirchlichen Allmacht, der Haß der verwittweten Königin gegen die Prinzessin, die persönliche Furcht der neuen Königin vor dem Despotismus dieser alten Gouvernantin, die Einwilligung Ludwigs des XIV und seiner geheimen Regentin, so war der Fall der veralteten Italiänerin nicht nur unvermeidlich, sondern gerade auf die auffallendste, die unversöhnlichste Trennung entscheidende Weise, selbst von Seiten Philipps, möglich. Der wesentliche Zusammenhang in San Felipe ist folgender:

„Der König, durchdrungen von dem gerechtesten Schmerz, verließ sogleich nach dem Tode seiner Gemahlin (14 Febr. 1714.) den Pallast; und da alle seine Häuser ihn an den Verlust erinnerten, so ließ er für sich das Haus zubereiten, welches der Marquis Priego, als Herzog von Medina Celi, in der Straße du Pardo besaß. Ohne Neigung, an den Staatsgeschäften einigen Antheil zu nehmen, trug der König dem Kardinal del Giudice alle nöthige Autorität zur Besorgung der Angelegenheiten, die nicht ohne Gefahr aufgeschoben werden konnten, auf: Die Befehle gingen durch die Hände des Marquis Grimaldo, Secretairs del Despacho universal, welcher sie im Namen des Königs unterzeichnete, der ihm öffentlich mit lauter Stimme die Vollmacht dazu ertheilte. Der Kardinal gebrauchte,

brauchte mit Mäßigung dieses Merkmal von Vertrauen: er besorgte nur die dringendsten Geschäfte; und drey Tage nachher übernahm der König wieder die Staatsverwaltung, auf Ansuchen der Prinzessin Ursini, deren Ansehen nicht mit der Königin gestorben war. Die Zärtlichkeit der Königin gegen dieselbe war der Hauptgrund ihrer Gewalt: sie blieb im Pallaste als Hofmeisterin des Prinzen von Asturien und der Infanten; und damit so viele Neider, die sie hatte, dem Könige nicht schlimme Begriffe von ihrer allzugroßen Autorität beybringen möchten, setzte sie diesem Prinzen nur ihre Anhänger an die Seite, die auf ihren Befehl ihn unter dem Vorwande, seine Betrübniß zu lindern, begleiten mußten. Orry war der Vertraute der Prinzessin, die mitten unter den Gefahren, von denen sie immer mehr und mehr bedroht zu seyn glaubte, nur auf die Befestigung ihres Credits dachte, und daher dem Könige anrieth, die Regierungsform zu ändern, und einen Plan anzunehmen, den Orry entworfen hatte. Die große Autorität des Präsidenten von Kastilien war allen hinderlich, die an den Staatsgeschäften Antheil haben wollten; der König nahm also diese Bedienung dem D. Francisco Ronquillo, indem er in einem sehr gnädigen Briefe ihm für seine Dienste dankte; und ernannte zugleich fünf andere Präsidenten, nämlich Einen für jeden der fünf Säle oder Kammern des königlichen Raths. Er verordnete auch verschiedene Räthe für jede Art von Geschäften, und gab ihnen den Marquis de la Jamaica, der bereits Herzog von Veraguas war, und den Prinzen von Cellamare als Gehülfen zu. Orry und der Graf Bergheick nahmen an allen Geschäften Antheil, die in vier Klassen, nämlich in Kirchen-Justiz-Staats- und Kriegsangelegenheiten, abgetheilt wurden. Orry aber war allein der Urheber des neuen Systems.

D. Melchior Macanay hatte sich seine Gewogenheit erworben und besaß sein ganzes Vertrauen. Dieser Mann war am Hofe kaum bekannt, und hatte bisher nur das Amt eines Konfiskations-Richters in den Provinzen Valencia und Arragonien verwaltet, woselbst er viele Klagen, besonders von Seiten der Geistlichkeit, wider sie erregte, die ihm ein hartes und unbiegsames Verhalten vorwarf. Macanay flößte dem Orry Grundsätze ein, die unerhört und größtentheils den kirchlichen Immunitäten zuwider waren: allein er wußte

das

das Gift derselben so schlau zu verbergen, daß er sogar die Zuneigung des königlichen Beichtvaters, des P. Robinet, gewann und sich dessen Beyfall erwarb. Durch diese Mittel gelangte er zu dem Amte eines Fiscals in dem Rathe von Kastilien, welches er mit größerer Autorität verwaltete, als jemals einer von seinen Vorgängern gehabt hatte. Es würde zu weitläuftig seyn, alle Neuerungen zu erzählen, die Macanay wider das Gutachten vernünftiger Leute einführte, die über dieselben nur spotteten. Der Marquis Grimaldo behielt das Kriegswesen und die indianischen Geschäfte zu seinem Antheile. Der König hegte ein unbegränztes Zutrauen gegen diesen Minister, der sich auch die Beschützung der Prinzessin erworben hatte.

Die Belagerung von Barcellona hatte unter der Anführung des Herzogs von Popoli einen schlechten Fortgang. Orry, der auf dessen kluge Schonung keine Rücksicht nahm, beschwerte mit neuen und starken Auflagen die Katalonier, die sich alle, ausgenommen die Einwohner der Stadt Cordona, der Herrschaft des Königs unterworfen hatten. Durch diese Bedrückungen erbittert, griff das Volk wieder zu den Waffen, und gab der Stadt Barcellona Zeit, sich zu einer nachdrücklichen Vertheidigung zu rüsten. Der Marquis Rübe, mit einer Vollmacht des Kaisers versehen, errichtete ein neues Bündniß mit dieser Stadt, welches ein offenbarer Bruch des zu Utrecht geschlossenen Vertrags war. Man schickte auch von Neapel Rekruten herüber; und die Aufrührer befestigten sich immer mehr und mehr in der Rebellion, da sie sahen, daß ihnen Hülfe nicht fehlen möchte, und daß die Staaten, die der Kaiser in Italien besaß, ihnen alle Nothwendigkeiten liefern würden. Diese Umstände nöthigten Philipp V, seine Zuflucht zu Frankreich zu nehmen, und Ludwig XIV. um Truppen und Schiffe zu bitten. Du Casse erschien vor Barcelona nur mit 3 Schiffen, die der katholische König bezahlen sollte, und mit dem Titel eines Admirals der spanischen Meere, welches die Spanier sehr verdroß, weil er in dieser Würde über alle Officiere des Seewesens zu befehlen hatte.

Ludwig XIV bestimmte zu dieser Unternehmung 15000 Mann unter der Anführung des Marschalls Berwyk. Die Anzahl dieser Truppen gefiel dem Könige; weil aber der Marschall mit der Prinzessin Ursini in keinem guten Verneh-

nehmen stand, so bat Philipp V um den Marschall Tesse, den ihm Ludwig XIV versagte. Da nun die Prinzessin leicht einsah, daß der Marschall Berwyk am Hofe erscheinen würde, so bewirkte sie die Verbannung des D. Francisco Ronquillo, den sie als seinen vertrauten Freund kannte, unter dem Vorwande, daß er von der Regierung übel spräche. Man warf ihm auch seine Verbindung mit dem damaligen Französischen Gesandten, dem Marquis Brancas, vor, der über die Regierung sehr mißvergnügt war. Er behauptete, daß das spanische Ministerium durch seine Nachlässigkeit, und durch den Mangel an Eintracht und Harmonie unter seinen Gliedern, Frankreich in einen neuen Aufwand, in neue Unruhen und Verlegenheiten stürzte, und daß die Friedensunterhandlung zwischen Spanien und den Generalstaaten zu Utrecht in Gefahr stände, sich zu zerschlagen, weil die Holländer ihre Gewährleistung für die Souverainetät versagten, die der König der Prinzessin Ursini in Flandern gegeben hatte, und weil diese denselben abhielt, ohne diese Bedingung, den Frieden abzuschließen. Ludwig XIV ärgerte sich sehr darüber, daß man so lange die Unterzeichnung eines Traktats verzögerte, zu welchem er selbst den Grund gelegt hatte. Diese Verzögerung hemmte seine übrigen Entwürfe und die Begierde, die er hatte, einen dauerhaften Vergleich zwischen dem Kaiser und Spanien zu Stande zu bringen. Er wollte also von den Bewegungsgründen unterrichtet seyn, die den Widerstand des Königs, seines Enkels, veranlaßten, und ob sie von seinen eignen Gesinnungen herrührten, oder ihm von der Prinzessin Ursini eingeflößt wären. Der Marquis Brancas ergriff bey dieser Gelegenheit die Feder, um Ludwig XIV von dem, was im Spanischen Ministerio vorging, Bericht abzustatten: er schrieb mit einer so schwarzen Dinte, daß er versicherte, die Prinzessin und Orry richteten beide, jedes nach seiner Art, das Reich zu Grunde; die Prinzessin hätte das Gemüth des Königs eingenommen; sie lenkte nach ihrem Gefallen die ganze Regierung, und befolgte dabey nach ihrer Gewohnheit solche Maximen, die Frankreich höchst nachtheilig und Spanien verderblich wären, welches sie ihrer Begierde nach Souverainetät aufopferte, die sie von der Güte des katholischen Königes in den Niederlanden erhalten hätte; sie bereitete schon von weitem Fallstricke für den Marschall von Berwyk, der wider ihren Willen in Katalonien

nien commandiren sollte, und der bey der Belagerung von Barcellona Frankreichs Truppen, und die Ehre seiner Waffen gewiß verliehren würde, weil die Prinzessin nicht die erfoderlichen Anstalten zu dieser Unternehmung treffen, und Orry die zur Belagerung gehörigen Nothwendigkeiten ohne die Einwilligung dieser Frau, die Spanien tyrannisirte, und Frankreich so vielen Schaden zufügte, nicht herbeyschaffen würde; beide wären Unterthanen des allerchristlichen Königes; es hienge also nur von ihm ab, so vielen Uebeln dadurch zu steuren, daß er beiden Befehle zur Rückkehr nach Frankreich zuschickte, weil nur dieß allein das einzige Mittel wäre, den Frieden mit Holland zu schließen, und den glücklichen Erfolg der Belagerung von Barcellona zu sichern. Wir haben von diesem Briefe des Marquis von Brancas eine Abschrift in Händen gehabt: sie wurde uns durch einen seiner Freunde in Madrid mitgetheilt, der gleich vielen andern die Prinzessin Ursini haßte. Als Ludwig XIV diese Nachrichten empfangen hatte, gab er seinem Enkel zu verstehen, daß er keine Truppen mehr nach Spanien schicken wollte, und daß er dem Marschall Berwyk geschrieben habe, den Marsch der Kriegsvölker, die bereits gegen Barcellona anrückten, aufzuhalten, wobey er hinzufügte: er würde seinen besondern Frieden mit dem Kaiser und den Holländern abschließen, Spanien im Kriege gegen diese beiden Mächte bleiben lassen, und sich in dessen Angelegenheiten auf keine Weise mehr mischen, weil er, wegen des Privatinteresse der Prinzessin, die Befestigung der Ruhe seines Volks nicht länger verschieben, und es keineswegs in neues Unglück zurückstürzen wollte.

Wir haben diesen Brief des Königs von Frankreich nicht gesehen; der Marquis von Brancas machte ihn zu Madrid öffentlich bekannt, als wenn er ihm von Ludwig XIV wäre mitgetheilt worden. Philipp V schrieb an seinen Großvater, um ihm diese übeln Eindrücke zu benehmen und versicherte ihm, daß er allein den Abschluß des Friedens mit den Generalstaaten verzögerte, und zwar seiner eignen Ehre wegen, und weil er sie sich der Belohnung widersetzen sähe, die er der Prinzessin Ursini, von der er wichtige Dienste empfangen zu haben gestand, ertheilt hätte: er fügte hinzu, daß er dieselbe seit dem Tode der Königin wider ihren Willen in

Spa-

Spanien zurückhielte. Die Prinzessin bemühte sich gleichfalls, sich vermittelst der Frau von Maintenon bey dem König von Frankreich zu entschuldigen; allein ihre Bemühungen waren fruchtlos: die Truppen kamen nicht an, und die Rebellen in Barcellona gewannen täglich neue Stärke, und rüsteten sich zur lebhaftesten Vertheidigung. Der König, dem es bekannt war, daß der Marquis von Brancas diese Uneinigkeit nährte, verlangte seine Zurückberufung, und dieses Begehren war eine neue Veranlassung zum Mißvergnügen für Ludwig XIV, dem Brancas versicherte, daß die Prinzessin seine Briefe auffinge, und alle Paquete öffnete, die aus Versailles an ihn kämen. Da diese Mißhelligkeit von Tage zu Tage ernsthafter wurde, so ließ der König, um ein Feuer zu ersticken, das unglückliche Folgen hervorbringen konnte, den Kardinal del Giudice am Charfreytage nach Paris abreisen, um den König von Frankreich, der eine ausnehmende Zärtlichkeit gegen seinen Enkel hegte, auf andere Gesinnungen zu lenken. Diejenigen, welche Alles stets auf der schlimmsten Seite betrachten, behaupten, die Prinzessin hätte den Kardinal aus Madrid zu entfernen gesucht, weil ihr das Ansehen dieser Eminenz, deren Rathschläge von dem Könige sehr wohl aufgenommen wurden, furchtbar zu werden anfing. Die Prinzessin schrieb die bittersten Briefe gegen den Marquis von Brancas; und da dieser Gesandte auch befürchtete, der Kardinal möchte Eindrücke auf den Geist Ludwigs XIV machen, so bat er um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Er erhielt sie, und reiste mit so großer Eilfertigkeit, daß er eher als der Kardinal del Giudice ankam, der den Prinzen von Cellamare, seinen Neffen mit sich führte: einen Mann von reifem Verstande, voll tiefer Einsichten und Klugheit, der die schwerste Unterhandlung zu führen fähig war.

Obgleich der Marquis Brancas sich hatte angelegen seyn lassen, Ludwig XIV gegen die Prinzessin Ursini einzunehmen; so empfing doch der Monarch den Kardinal mit den größten Merkmalen von Hochachtung, und derselbe war so glücklich in seiner Unterhandlung, worinn ihm auch die Frau von Maintenon ihren Beistand leistete, daß Ludwig XIV sogleich dem Marschall Berwyk Befehle zuschickte, mit seinen Truppen wieder in Katalonien einzurücken. Die größte

Schwierigkeit die der Rechtfertigung der Prinzessin Ursini im Wege stand, war die Weigerung, den Frieden mit den Holländern abzuschließen, die man für eine Wirkung ihrer Ehrsucht hielt. Der Kardinal aber that den Vorschlag, denselben ohne Anstand zu unterzeichnen. Der Marquis Brancas kehrte nicht wieder nach Spanien zurück, weil er sich mit dem katholischen Könige entzweit hatte, und daher die Stelle eines Gesandten an dem Hofe desselben sich für ihn nicht mehr schickte. Die Politiker dachten, die Unterhandlung des Kardinals würde ihm mehr Ehre erworben haben, wenn er die Zurückberufung der Prinzessin Ursini aus Spanien bewirkt hätte: ein Umstand, den er bewerkstelligen konnte; er strebte aber nach dem Ruhme der Großmuth, ob er gleich wohl wußte, daß seine Reise der Prinzessin mißfällig war, weil sie besorgte, der Kardinal möchte, wenn er die Achtung des Königs von Frankreich besäße, sich dieses Mittels bedienen, um ein Günstling des katholischen Königs zu werden. Wirklich schrieb ihm auch Ludwig XIV von dem Kardinal, er könnte nichts bessers thun, als die Vorschläge desselben befolgen. Diese Lobsprüche setzten die Prinzessin in Unruhe, die den Kardinal, um ihn vom Hofe zu entfernen, in Paris zurückhielt. Ihre uneingeschränkte Gewalt nöthigte auch den Grafen Bergheick, der nicht glaubte, sich ihr unterwerfen zu müssen, den König um die Erlaubniß zu bitten, daß er nach Flandern zurückkehren dürfte; er erklärte sogar mit vieler Freymüthigkeit die Bewegungsgründe seiner Entfernung. Philipp V war bereits an Klagen und Beschwerden gegen die Prinzessin so gewöhnt, daß sie keine Eindrücke mehr auf ihn machten, er betrachtete sie nur als Erdichtungen, die aus Haß, Neid und Ehrsucht entsprängen.

Der wienerische Hof weigerte sich nach dem Rastädter Frieden, der Prinzessin Ursini die ihr verliehene Souverainetät einzuräumen; und man hatte Mittel ihn dazu zu zwingen: Die Holländer konnten also nicht für Etwas, das gar nicht existirte, die Gewähr leisten. Nachdem diese Schwierigkeit gehoben war, wurde der Friede zwischen Spanien und den Generalstaaten am 26. Junius 1714. unterzeichnet.

Der Marschall Berwyck verfügte sich nach der schweren und ruhmvollen Eroberung von Barcellona nach Madrid, wo er mit Zujauchzungen empfangen wurde. Philipp V über-

überhäufte ihn mit Merkmalen von Hochachtung, und bekleidete den Grafen Timnouth, seinen ältesten Sohn, mit dem Orden des goldnen Vliesses. Spanien fing nunmehr an, auf eine kurze Zeit das Glück der Ruhe zu genießen.

Die starke Gesundheit des Königs und sein empfindsames Gewissen nöthigten ihn, sich wieder zu vermählen: er eröffnete diesen Entschluß dem Könige, seinem Großvater, an den er den Prinzen von Chalais abschickte. Ludwig XIV schlug ihm die Infantin Donna Francisca, des Königs von Portugal Schwester; eine Prinzessin von Bayern; und die Prinzessin Elisabeth Farnese, des verstorbenen Herzogs von Parma Tochter vor, und überließ ihm die Wahl; er trug ihm auch, wofern er eine Prinzessin von seinem Geblüte verlangte, eine Tochter des Prinzen von Conde an. Der König erklärte sich für die Prinzessin von Parma, auf Ueberredung der Prinzessin Ursini, und ungeachtet der lebhaften Bemühungen des Grafen von Albert, damaligen Gesandten des Kurfürsten von Bayern zu Madrid, der dem Könige, wenn er sich mit der Tochter seines Herrn vermählte, Aussichten auf große Vortheile zu eröffnen sich bemühte. Der Abt Alberoni hatte um diese Zeit die Angelegenheiten des Herzogs von Parma am Spanischen Hofe zu besorgen. Seit dem Tode des Herzogs von Vendome, der ihm eine Pension von 4000 Dukaten auf das Erzbisthum Valencia verschaffte, hatte sich dieser Abt bey dem parmesanischen Minister, dem Marquis Casali aufgehalten, der bey seiner Rückkehr nach Italien das Interesse seines Herrn den Händen des Alberoni anvertraute. Der Herzog Franz Farnese hatte damals nicht viele Angelegenheiten am Hofe zu Madrid, und der katholische Könige hatte deren eben so wenig in Italien zu unterhandeln, als der Umstand seiner Vermählung sich ereignete.

Alberoni, dessen Glück am Hofe sich nicht immer gleich gewesen war, stand jetzt in gutem Vernehmen mit der Prinzessin Ursini: er benutzte diese Gelegenheit, um ihr die Vortheile vorzustellen, die der König durch seine Vermählung mit der Prinzessin von Parma gewinnen könnte, weil sie, da der Herzog, ihr Oheim, keine Kinder hätte, die Erbin der Staaten Parma und Piacenza seyn würde, und Rechte auf die unmittelbare Nachfolge in Toskana besäße: es wäre, fügte er hinzu, nicht zu befürchten, daß der Prinz Anton, des Herzogs Bruder, seine Nichte dieser Erbschaft beraubte, weil

er unvermählt lebte, ob er sich gleich schon in einem hohen Alter befände, und so dick geworden wäre, daß man ihn für unvermögend hielte, jemals Kinder zu erzeugen; diese Vermählung wäre das einzige Mittel, das der König hätte, um sich wieder in Italien festzusetzen; und endlich fände sich in Europa keine andere Prinzessin und Erbin, welche diese Verbindung verdiente. Diese Gründe waren der Prinzessin Ursini nicht unangenehm. Was sie aber am stärksten rührte, war die Hoffnung, die neue Königin eben so beherrschen zu können, weil es ihr auch leicht zu seyn schien, da die Prinzessin von einem italiänischen Hofe kam, wo die meiste Sittsamkeit regierte, sie zur steifen spanischen Ernsthaftigkeit zu bilden, sie als ihre Camarera-Mayor, eingeschlossen zu halten, und sich also eine völlige Herrschaft über ihr Gemüth zu erwerben. Die französische Lebhaftigkeit war nach ihrer Meinung nicht so leicht zu bändigen; und bey der Wahl einer portugiesischen Prinzessin besorgte sie, die Nachbarschaft der beyden Höfe möchte der jungen Königin Lieblinge verschaffen, die ihr Ansehen verringern könnten. Sie erklärte sich also, ohne sich dem Abt Alberoni zu entdecken, und ohne ihm ihre Gedanken zu eröffnen, für die Prinzessin von Parma, sagte ihre Gesinnungen dem Könige und lobte die schönen Eigenschaften dieser Prinzessin und die Erziehung, die sie an einem Hofe empfangen hätte, wo man nur gute Beyspiele sähe, und wo sie unter den Augen der Herzogin Dorothea Sophia von Neuburg, ihrer Mutter, deren Frömmigkeit und erhabene Tugenden man verehrte, wäre gebildet worden. Der König nahm auch einige Rücksicht auf die Vortheile, die er aus dieser Vermählung ziehen könnte; und nachdem er Ludwig XIV seinen Vorsatz, sie zu schließen, gemeldet hatte, erhielt er dazu dessen Beystimmung. Der Kardinal Aquaviva bekam den Auftrag, die Vermählung zu unterhandeln und sie wurde den 16. November 1714 zu Stande gebracht. Der Herzog von Parma, der die gehörige Vollmacht von dem katholischen Könige erhalten hatte, heirathete seine Nichte im Namen dieses Prinzen, und die junge Prinzessin wurde als Königin von Spanien anerkannt. Die Prinzessin Ursini, die von ihrer grenzenlosen Autorität nichts verlieren wollte, hatte alles veranstaltet; sie wollte sich sogar aus der verwittweten Königin, einer Tante der Parmesanischen Prinzessin, die sich damals in Bayonne aufhielt, eine Stütze machen:

sie

sie stattete ihr, dieser Vermählung wegen, Glückwünsche ab, und bewirkte für sie die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien, welche aber diese Prinzessin nicht annahm, weil sie verlangte, man sollte zuvor mit der Bestimmung einiger Dinge, die vorhergehen müßten, den Anfang machen.

Die Prinzessin Ursini, die nur auf die Befestigung ihrer Autorität dachte, sann daher auf Mittel, den Kardinal del Giudice von dem französischen Hofe zu entfernen, weil sie befürchtete, die große Achtung, womit Ludwig XIV diesen Prälaten beehrte, möchte ihren Fall nach sich ziehen. Um den König dahin zu vermögen, machte sie bey ihm einige scheinbare Gründe geltend, und der Kardinal erhielt Befehl, nach Spanien zurückzukommen. Es ereigneten sich aber inzwischen Vorfälle, welche verursachten, daß diese Rückkehr nicht so schleunig erfolgte, als die Prinzessin es wünschte.

Schon seit einigen Monaten hatte D. Melchior Macanay, Fiskal des Raths von Kastilien, demselben ein Memorial wider die kirchliche Immunität übergeben, worinn er die Mißbräuche vorstellte, die aus derselben entsprängen, und wie weit sie ihre Gewalt über die durch die Canones festgesetzte Gränzen ausgedehnt habe. Macanay hatte dieses Memorial in wenig gemässigten Ausdrücken abgefaßt, man bemerkte darinn eine Menge verwegener Sätze, die der Lehre der heil. Väter entgegen waren, der Immunität der Kirche widerstritten und sich der Ketzerei näherten. Er wollte in Spanien die Grundsätze der gallicanischen Kirche und einen unmittelbaren Ungehorsam gegen das Tridentinische Concilium einführen. Es war zwar ein Theil seiner Foderungen und Vorschläge billig und gerecht, die Art seines Vortrags aber war der Kirche schimpflich; er gebrauchte Ausdrücke, die sich für einen Katholischen Staatsbeamten nicht schicken. Nachdem dieses Memorial bekannt gemacht worden war, erregte es bey verschiedenen Personen Zweifel gegen die Religion des Macanay; die Vernünftigsten betrachteten ihn als einen ehrsüchtigen und schmeichlerischen Katholiken, der durch die Beschützung des Orry und des P. Robinet sein Glück zu machen hoffte. Orry verstand nicht, was er billigte, und von dem P. Robinet können wir nicht glauben, obgleich Macanay sich damit prahlte, daß er seinen Gesinnungen beygepflichtet habe, weil dies mit seinem Stande streiten würde und weil die

Jesuiten gemeiniglich vernünftige Männer, Vertheidiger der Kirche und offenbare Feinde aller Ketzereien sind. Das erwähnte Memorial verursachte dem Rathe von Kastilien Schrecken und Entsetzen. Die Furcht nöthigte einige Räthe sich zu verstellen, andere ahmten ihnen aus Schmeichelei nach, einige hingegen setzten sich muthig dawider, und noch andere, die zurückhaltender waren, sagten, die Sache wäre wichtig, und man müßte das Memorial dem Könige zustellen. Der König übergab es dem P. Robinet zur Untersuchung und betheuerte, daß er nicht die Absicht hätte, die Rechte zu kränken, welche die heiligen Canones der Kirche zugestehen, und daß er nicht gesonnen wäre, sich der Entscheidung dieser Angelegenheit zu unterziehen, bey welcher er nur auf Gerechtigkeit und Billigkeit sein Augenmerk richtete.

Macanay bemühete sich, dem Könige seine Bedenklichkeiten in einer geheimen Unterredung zu benehmen. Er stellte ihm vor: „die unter der Geistlichkeit eingerissenen Mißbräuche hätten die königliche Autorität geschwächt, und die Immunitäten der Kirche dienten nur zur Begünstigung ihrer „gesetzwidrigen Anmaßungen und Unordnungen, weil sie weit „über ihre gehörigen Gränzen ausgedehnt worden; die Kirchen „wären eine sichere Zuflucht aller Bösewichter, und dieses Recht „der Freistätte hätte man über die zum Gottesdienste bestimmten Oerter bis auf die daran stoßende Häuser, Kramladen „und Plätze ausgebreitet; die Geistlichen, die Mönche und „die Klöster eigneten sich mit Ungerechtigkeit die Rechte des „Königs dadurch zu, daß sie ohne Nothwendigkeit weltliche „Güter an sich brächten, welche daher seiner Gerichtsbarkeit „entzogen würden; die Geistlichkeit hätte mehrere Vasallen „im Staate als der König, und das Tribunal der Nuncia„tur vergrößerte täglich die Anzahl derselben, weil es seine „Autorität zu einem unerträglichen Despotismus hinaufge„trieben habe; die Ehrsucht einiger Minister hätte diese „Mißbräuche geduldet, um nur Gelegenheit zu erlangen, „ihre Familien mit den Kirchengütern zu bereichern; der vor„nehmste Urheber dieser Unordnungen wäre D. Luis Curiel, „sein Vorgänger, der durch diese Nachlässigkeit entweder ei„nen sehr geringen Eifer für das Interesse des Königs, „oder eine unverzeihliche Gefälligkeit für die Geistlichkeit zu „erkennen gäbe: denn er hätte die Befestigung in ungerechten „Besitzungen, ohne Einwilligung Seiner Majestät, und ohne

„ihr

„ihr sogar davon Bericht abzustatten, zugelassen; die alten ein„sichtsvollen und eifrigen Minister hätten, wegen weit wich„tigerer Angelegenheiten, Forderungen und Vorstellungen ge„than; in seinem Memorial befände sich kein Artikel, der „nicht auf die Autorität der orthodoxesten Kanonisten, die in „dem größten Ansehn ständen, gegründet wäre; er würde „zwar sein Leben zur Vertheidigung des Katholischen Glau„bens aufopfern, gleichwohl aber dürfte er nicht die Pflichten „seines Amtes vernachlässigen, welches ihm die Verbindlich„keit auflegte, die Rechte Sr. Majestät in allen sie betreffenden „Angelegenheiten zu behaupten; und es käme dem königlichen „Rathe zu, darüber zu urtheilen."

Diese Vorstellungen des Macanay machten nicht so tiefe Eindrücke auf den Geist des Königs, als einige Memoriale, die er der Mißbräuche wegen überreichte, deren Abstellung er verlangte. Die große Menge derselben war Philippen wohl bekannt, und er suchte mit der redlichsten Absicht die Mittel diesen Uebeln abzuhelfen. Viele Sätze und Vorschläge des Macanay erhielten gar nicht den Beyfall des B. Robinet, und in Ansehung einiger andern sagte er, daß sie, in einer andern Form eingekleidet, weniger Aergerniß und Anstoß erregen würden. Der König befahl, die Räthe von Kastilien sollten, jeder besonders, ihr schriftliches Gutachten über diese Materie einreichen, und man mußte also jedem derselben eine Abschrift des Memorials zustellen, welches durch diesen Umstand dem Generalinquisitor, dem Kardinal del Giudice noch vor seiner Abreise aus Paris in die Hände gerieth. Es war einer von den Räthen selbst, der ihm dasselbe entweder aus Freundschaft oder auf Antrieb seines Gewissens zuschickte. Der Kardinal übersandte es dem Tribunal der Inquisition, und dieses gab es, nach der eingeführten Gewohnheit, den Qualifikatoren. Es verflossen viele Monate, ehe man die Untersuchung dieser Angelegenheit vollendete, denn die Inquisition verfährt stets mit dieser Vorsichtigkeit. Endlich schickte sie dem Kardinal del Giudice, der sich damals noch in Paris befand, ein wider das Memorial, dessen Verfasser sie nicht nannte, abgefaßtes Dekret zur Unterzeichnung zu, und befahl, daß es an allen öffentlichen Oertern, und an den Thüren der Pfarrkirchen angeschlagen werden sollte. Man verdammte in demselben diese Schrift als verwegen, ärgerlich, die päpstliche Macht schmälernd, mit der wahren

Lehre der Kirche streitend, als irrig und ketzerisch. Macanay wurde darinn, aus Ehrerbietung für den König, nicht genannt; es war aber gewiß, daß die Inquisition ihn unfehlbar gefänglich einziehen würde, wenn der Prinz nicht den ganzen Umfang seiner Gewalt gebrauchte, das Verfahren der Inquisition zu hemmen oder ihn zu beschützen. Macanay wurde mit Recht darüber unruhig, er beschwerte sich deswegen bey dem König mit vieler Lebhaftigkeit, und diese Klagen welche die Prinzessin Ursini und Orry unterstützten, erregten Philipps Unwillen gegen die Inquisitoren, und er betrachtete die Bekanntmachung ihres Dekrets wider seinen Minister ohne seine Genehmigung als eine Verletzung der ihm schuldigen Ehrfurcht; den Cardinal del Giudice traf vornemlich der Zorn des Königs, weil er dieses Dekret zu Paris unterzeichnet hatte, da er doch, während seiner Abwesenheit aus dem Reiche, keine Gerichtsbarkeit in dem in Spanien errichteten Tribunal des H. Officii ausüben konnte. Philipp ließ demnach dem Inquisitor die Fortsetzung ihres Verfahrens und die weitere Bekanntmachung ihres Dekrets verbieten, und ihnen zugleich die Widerrufung desselben anbefehlen. Diese antworteten, sie könnten den letzten Artikel nicht bewerkstelligen, und was die andern Punkte beträfe, so müßten die Befehle dazu dem Generalinquisitor mitgetheilt werden.

Einige Männer von einem verdächtigen Glauben gaben dem Könige den Rath, die Sitzungen der Inquisition zu hemmen, und behaupteten, das ganze Verfahren wäre ungültig, übereilt und der ihm schuldigen Ehrfurcht zuwider. In dieser Absicht ließ also der König die gelehrtesten und tugendhaftesten Theologen zusammen kommen, damit sie alle diese Akten untersuchen, und alsdann den Ausspruch thun sollten, wie weit sich in dieser Angelegenheit die königliche Gewalt, die Gewalt des Tribunals und des General-Inquisitors erstreckten. Indessen, daß sie ihre Berathschlagungen anstellten, überreichte der Rath von Kastilien sein Gutachten, aus welchem erhellte, daß die Gesinnungen in demselben ziemlich miteinander übereinstimmten, und daß die mehresten Räthe überzeugt wären, das Memorial des Macanay bedürfe wegen der darinn enthaltenen verwegenen Sätze und Vorschläge großer Verbesserungen, und das Verfahren des H. Of-

Officii gegen denselben wäre gerecht und billig. Allein das freiste, deutlichste und am wenigsten gemäßigte Gutachten hatte D. Luis Curiel abgefaßt, er eiferte mehr als die übrigen, wider das Memorial des Macanay, und sagte, es wären zwar verschiedene Mißbräuche eingerissen, man müßte sich aber an den Papst wenden, und ihn um die Abstellung derselben bitten, weil die königliche Gewalt seinem Erachten nach, in dergleichen Dingen keine Gerichtsbarkeit besitzen könnte; und zur Behauptung dieser Meinung gab er den H. Kanonibus, und den Aussprüchen der Tridentinischen Kirchenversammlung eine gezwungene Ausdehnung. Er behauptete dieselbe mit allzuvieler Lebhaftigkeit, weil er ein erklärter Feind des Macanay war, und da der König seinen geringen Eifer für die Vertheidigung der königlichen Gewalt wahrnahm, so wurde er seiner Bedienung entsetzt, aller mit seinem Stande verknüpften Ehrenbezeugungen beraubt, und nach Segura de la Sierra verwiesen. Die Spanier die so fromm sind, und sich die tiefste Ehrerbietung für die H. Kirche zur Pflicht machen, glaubten, daß man sie angreifen wollte, und es entstand bey dieser Gelegenheit eine kleine Bewegung, die von Leuten unterhalten wurde, welche den König nicht liebten, dessen Redlichkeit und Billigkeit wohl hintergangen werden konnten, der aber ausserdem unfähig war, jemals einen mit den H. Kanonibus offenbar streitenden Irrthum anzunehmen. Er befolgte die Rathschläge einiger Personen, die er für vernünftig hielt; denn es fehlte nicht am Hofe an solchen Männern, die dem Macanay zugethan waren, und dem Orry ihre Ergebenheit zu bezeigen suchten. Die Versammlung der Theologen benahm dem Könige viele Eindrücke, die man ihm beygebracht hatte, und lenkte ihn von der Meinung ab, daß er die Gewalt besäße, das Dekret der Inquisition von den Kirchenthüren abreißen zu lassen. Sie stellten ihm vor: „daß die königliche Macht sich nicht so weit erstreckte; das H. Officium hätte in allen ähnlichen Fällen, wo es auf das Interesse der Religion und des Glaubens ankäme, die Gerichtsbarkeit über alle und jede Staatsbedienten, weil niemand von derselben ausgenommen wäre; man hätte aus gerechten und gesetzmäßigen Gründen wider das verwegene, und mit Irrthümern angefüllte Memorial verfahren; das Decret wäre gültig, weil es von vier Inquisitoren unterschrieben, nicht aber weil es von dem

Großinquisitor, dem Kardinal del Giudice bestätiget worden, der, da er sich ausserhalb Spanien befände, keine Gerichtsbarkeit in dem Reiche behalten könnte; der Kardinal hätte, ohne das Geheimniß zu verrathen, diese Angelegenheit dem Könige eröffnen können, weil man gegen Einen seiner Staatsbeamten verfuhr; es wäre schwer dasjenige, was vorgegangen sey, abzustellen, wenn nicht Macanay vor dem Tribunal der Inquisition einen Widerruf thäte, und den verdammten Sätzen entsagte, weil er sonst in reatu bleiben würde; der König könnte nicht die Bestrafung verhindern, ohne den Kanonibus entgegen zu handeln, und ohne die Fundamentalstatuten der Stiftung des H. Officii, welche die Könige, seine Vorgänger bestätigt hätten, zu verletzen, und wenn er der Gerechtigkeit einen freyen Fortgang erlaubte, so könnte das Tribunal sich nicht enthalten, gegen einen Mann, den es für strafbar hielte, gerichtlich zu verfahren."

Dieser Schluß der Theologen beunruhigte den König. Er schickte nun zwar den Inquisitoren keine Befehle mehr zu, fuhr aber gleichwohl fort, den Macanay zu beschützen. Sein ganzer Unwille wandte sich gegen den Kardinal del Giudice; indessen besaß er noch Mäßigung genug, um vorher seine Rechtfertigung anhören zu wollen. Der Kardinal war von Paris abgereiset; der Prinz Pio wurde ihm bis Bayonne entgegen geschickt, um ihm anzudeuten, Spanien nicht eher zu betreten, als bis er dem König durch Abreißung des bekannt gemachten Dekrets Genugthuung geleistet hätte, und zwar deswegen, weil er dasselbe zu bestätigen sich unterstanden hatte, ohne dem Prinzen davon Nachricht zu ertheilen, weil er die Gerichtsbarkeit Spaniens dadurch verletzt hatte, daß er daselbst, während seines Aufenthalts in einem fremden Lande, Befehle geben zu können geglaubt habe. Man trug dieses Geschäfte dem Prinzen Pio darum auf, weil er des Kardinals del Giudice Freund war, und der König die Sache gütlich beylegen wollte. Die Prinzessin Ursini aber, welcher das große Ansehen des Kardinals Argwohn und Furcht verursachte, und die seine ihr in Frankreich geleisteten Dienste vergaß, verlangte, man sollte ihn ohne weitere Umstände nach Rom hingehen lassen, ohne ihm den Eintritt in Spanien zu verstatten. Orry und Macanay begehrten es gleichfalls; der König aber suchte ein Mäßigungsmittel.

mittel. Der Kardinal rechtfertigte sich. Das ganze Verfahren, sagte er, könnte nur dem Tribunal, welches hierin den Gesetzen seiner Stiftung gemäß handelte, die jederzeit ohne Ansehen der Person unverbrüchlich wären, beobachtet worden, zugerechnet werden; das H. Officium hätte, diesem Gutachten zufolge, sein Dekret abgefaßt, und es bekäme seine ganze Kraft von dem Tribunale selbst, ohne daß der Generalinquisitor, wenn er anders nicht seine Pflicht verletzen wollte, die Bestätigung desselben versagen könnte, weil nach den päpstlichen Bullen die ganze Gewalt dem Tribunale zustünde, und die Bestätigung des Generalinquisitors nur eine bloße Formalität sey, auf die man, wenn keiner vorhanden wäre, auch nicht Rücksicht nähme; und gäbe es einen Generalinquisitor, so wäre derselbe nur gleichsam das Oberhaupt dieses Körpers, und es behielte stets eine gleiche Autorität, ausserhalb Spanien sowohl, als in dem Reiche selbst, weil er dieselbe von den der Person bewilligten Bullen empfienge, und sie, so lange diese Bullen nicht widerrufen würden, unvertilgbar wäre; er glaubte in dem, was er gethan hätte, dem katholischen Könige einen großen Dienst erwiesen zu haben, da er ihm die Irrthümer, welche einige böse Staatsbedienten ihm einflößten, zu erkennen gegeben; er stammte aus einer Sr. Majestät allzusehr ergebenen Familie, als daß er die ihrer königlichen Person schuldige Ehrfurcht und Zuneigung sowohl, als auch den Eifer für ihr Interesse aus den Augen setzen könnte; die in dem erwähnten Dekrete verdammten französischen Schriftsteller wären auch in Rom verdammt; man könnte die Lauterkeit des Glaubens nicht erhalten, wenn man denselben menschlichen Betrachtungen unterordnete; die Könige könnten nicht für den wahren Glauben ihrer Minister völlige Gewähr leisten, und daher würde die Ehrerbietung, die man ihnen schuldig wäre, keineswegs verletzt, wenn die Kirche die Irrthümer und Verwegenheit ihrer Staatsbedienten verdammte; es stände nicht in seiner Gewalt, das bekannt gemachte Decret aufzuheben, weil er nicht mehr Gewalt besäße, als das ganze Tribunal zusammen, welches niemals eine Sache widerrufen könnte, die es einmal mit so großer Vorsichtigkeit und Ueberlegung entschieden hätte; er würde seine Bedienung niederlegen, wenn es dem Könige angenehm wäre, und der neue Inquisitor könnte das Verlangen seiner Majestät befrie-

di-

digen; das beste Mittel endlich zur gütlichen Beylegung dieser Sache bestände darin, daß Macanay sein Memorial zurücknähme, und ein anderes in gemäßigtern Ausdrücken, die eines Römischkatholischen würdig wären, überreichte.

Der König nahm diese Antwort des Kardinals aus den Händen seines Neffen, des Prinzen Cellamare gütig an; er glaubte aber, er würde diese Händel weit geschwinder abthun können, wenn del Giudice seine Bedienung niederlegte. Dieser dankte auch sogleich ab. Allein der Papst, dem man von der ganzen Angelegenheit und dem Streite über die Gerichtsbarkeit Nachrichten ertheilt hatte, weigerte sich, die Abdankung des del Giudice anzunehmen, weil er befürchtete, daß die Vorstellung des Macanay, wenn man der Inquisition ein Oberhaupt gäbe, welches weniger Standhaftigket als der Kardinal besäße, ihre Wirkung thun möchten, und die königliche Gewalt das Uebergewicht über die Gewalt des H. Officii behaupten würde. Der König hatte auch schon wirklich nach dem Rathe einiger Personen, den P. Robinet, und des Macanay Bruder, einen Dominikanermönch, zu Häuptern der Inquisition ernannt. Robinet lehnte dieses Amt von sich ab, und das Tribunal weigerte sich, den Dominikaner anzunehmen. Es behauptete, daß, nach Inhalt des mit Ferdinand, dem Katholischen, errichteten Concordats, der Papst allein, und nächst ihm der Generalinquisitor zur Ernennung der Inquisitoren berechtigt wären; das Tribunal würde durch die Ueberschreitung dieser einmal festgesetzten und bestätigten Regeln zerstört; und es stände zwar in der Gewalt des Königs, dasselbe aufzuheben, er wäre aber nicht vermögend, die Einrichtung desselben abzuändern.

Mitten unter diesen Streitigkeiten wurde die Sache von Tage zu Tage verwirrter, weil der Papst keinen andern Generalinquisitor verstatten wollte, und der König dem Kardinal sich zu vertheidigen, erlaubt hatte. Endlich aber trug die Ankunft der neuen Königin zur Abhelfung so vieler Uebel bey. Der König hatte die Anordnung gemacht, daß sie, ohne die Staaten des Kaisers zu betreten, ihren Weg über Genua nehmen, und mit dem Geschwader des D'Andreo Pez nach Spanien hinüberkommen sollte. Die Prinzessin mußte daher über die rauhen Gebirge reisen, die das genuesische Gebiet von dem parmesanischen absondern. Sie kam den

26.

26 September zu Sestri di Levante an, und schiffte sich den 30. auf der Hauptgaleere des Herzogs von Turſi ein, die von einem Galeerengeschwader der Republik bedeckt wurde. Der Kardinal Aquaviva, der Marquis Scoti und der Marquis Maldachini begleiteten die Königin. Sie hatte auf dem Meere so viele Beschwerlichkeiten ausgestanden, daß sie ihren Weg zu Lande zu nehmen beschloß. Sie reiste den 6. October aus der Vorstadt S. Pietro d'Arena ab, begleitet von der Prinzessin Piombino, die ihr als Camarera-Mayor diente, und von ihrem gewöhnlichen Hofstaat, der ihr bis an die spanische Grenze folgen sollte; und da sie nicht durch das Modenesische reisen, und sich nach Turin begeben konnte, ohne das Gebiet von Mailand zu berühren, so ließ sie sich in einem Tragsessel über die genuesischen Gebirge bringen. Ludwig XIV ließ ihr, da sie durch seine Staaten kam, alle ihr gebührende Ehrenbezeugungen erweisen, und sie schickte den D. Carlos Grillo an ihn ab, um ihm dafür zu danken. Weil sie zu Lande ankam, so ließ man ihren Hofstaat aus Alicante weiter hinauf reisen. Der König ging ihr bis Guadalaxara entgegen, und die Prinzessin Ursini bis Yadraque, der Abt Alberoni, der sogleich nach dem Schlusse der Vermählung mit dem Charakter eines ausserordentlichen Gesandten des Herzogs von Parma war bekleidet, und von seinem Herrn in den Grafenstand erhoben worden, reisete noch weiter, die verwittwete Königin verfügte sich von Bayonne nach S. Jean pied de Port, um sich mit der Königin Elisabeth, ihrer Nichte, zu unterreden. Ihre Unterredung währte zwei Stunden; und der Kardinal del Giudice, ob er gleich abwesend war, hatte einen starken Einfluß in die Entschließungen, die man daselbst faßte. Er hatte Bayonne nicht verlassen wollen, damit man ihn nicht als den Urheber des Entwurfs, den die beyden Königinnen anlegten, betrachten möchte, und weil er nicht wußte, wie ihn die junge Königin aufnehmen würde, weil er so unglücklich gewesen war, sich die Ungnade des Königs zuzuziehn. In Bayonne hatte er verschiedene Unterredungen mit der verwittweten Königin gehalten, und leicht ihre Gewogenheit gewonnen, weil sie beide Feinde der Prinzessin Ursini waren, und sie aus Spanien verdrängen zu können wünschten, in der Hoffnung, ihre Abwesenheit würde sie ein besseres Glück erreichen lassen. Der Kardinal steckte dieser Prinzessin so starke Gründe vor, in

der

der Absicht, sie sollte von denselben bey der neuen Königin Gebrauch machen, daß sie auch die erwartete Wirkung thaten; denn es gelang der verwittweten Königin, ihr nicht allein die schlimmste Meinung von der Prinzessin Ursini beizubringen, sondern auch ihre Gewogenheit auf den Kardinal zu lenken. Man weiß nicht genau, die Verabredungen, die zu S. Jean pied de Port zwischen den beiden Königinnen getroffen worden; gewiß aber ist es, daß die junge Königin bey ihrer Abreise von dem grenzenlosen Ansehen der Prinzessin Ursini, von ihrer Herrschsucht und von ihren harten Grundsätzen, welche dahin abzweckten, alle diejenigen von dem Könige zu entfernen, die sie nicht für ihre Freunde und Anhänger hielt, wohl unterrichtet war. Alberoni, der ihr in Pamplona aufwartete, bestärkte sie in den Gedanken, daß es unmöglich wäre, die Prinzessin Ursini länger am Hofe zu dulden, da er als Minister des Herzogs, ihres Oheims, die Gelegenheit fand, ihr freymüthig vorzustellen, daß sie mit dieser Frau niemals ein ruhiges Leben führen würde; wobey er auch zugleich zu seinem eignen Vortheil arbeitete, weil es ihm dünkte, daß die Abwesenheit der Prinzessin ihm einen freyern Zutritt zur Königin verschaffen, und daß sein Ansehen dadurch wachsen würde. Alberoni, der stets ein Freund des Kardinals del Giudice gewesen war, machte der Königin von ihm eine vortheilhafte Schilderung, obgleich das Gerüchte umherging, daß er ihn, da er in Ungnade gefallen, verlassen hätte, um der Prinzessin Ursini seine Ergebenheit zu bezeugen.

Die Königin kam, erfüllt mit diesen Vorstellungen in Yabraque an, wo sie die Prinzessin Ursini vor sich fand, die nach Abstattung der ersten Höflichkeiten, ihr gleich sagte, sie wäre in einer so kalten Nacht allzuspät angekommen, und hätte sich auch nicht nach der Mode gekleidet. Die Königin wurde über die Art, womit die Prinzessin ihr eine Lehre gab, die ihr übel angebracht zu seyn schien, so entrüstet, daß sie dem Befehlshaber der Leibwache, die sie zu ihrer Bedeckung begleitete, mit lauter Stimme den Auftrag ertheilte, diese Thörin von ihr zu entfernen, sie in eine Kutsche zu setzen, und sie über die Grenzen von Spanien hinaus, wegzuführen. Die Prinzessin hatte viele Stärke des Geistes nöthig, um diesen Streich auszuhalten, und die Königin mußte noch

weit

weit mehr besitzen, daß sie denselben, ehe sie noch den König gesehen hatte, auszuführen wagte. Man gehorchte ihr unverzüglich, ohne den Anbruch des Tages zu erwarten, und führte die Prinzessin in der kältesten Nacht eines sehr strengen Winters, unter Bedeckung einer Wache, in ihrer eignen Kutsche, auf dem beschwerlichsten Wege bis an die spanische Grenze. So mußte diejenige, die in dem Glanze und Range einer Camarera-Major, einer Oberhofmeisterin des Prinzen von Asturien und der Infanten erschienen war, Spanien verlassen.

Kein Vorfall erregte in diesem Jahrhunderte mehr Verwunderung und Erstaunen. Man weiß nicht, was der König davon dachte. Einige behaupten, der Streich wäre mit seiner Genehmigung ausgeführt worden; andere versicherten, ihre Entfernung käme von dem Könige von Frankreich her, der auf Anrathen des Kardinals del Giudice die Veranstaltung dazu getroffen hätte; und noch andere glaubten, der Herzog von Parma habe um alles gewußt. Unsere Meinung ist, daß dieser Sturm sich zu S. Jean-pied de Port zusammenzog. Die Königin gab dem Könige von dem, was sich zugetragen hatte, sogleich Nachricht; sie schickte hierauf den Abt Alberoni an ihn ab, und langte endlich selbst in Guadalaxara an, wo sie von ihrem Gemahl mit der größten Zärtlichkeit empfangen wurde. Der König billigte den Schritt, den sie gethan hatte, befahl, die Prinzessin Ursini sollte ihre Reise bis über die Grenzen von Spanien hinaus fortsetzen, und ließ ihre Meubeln, ihre Juwelen, ihre Briefschaften, und alles, was sie in Madrid zurückgelassen hatte, ihrem Stallmeister übergeben.

Die Ankunft der neuen Königin, noch mehr aber die Abreise der Prinzessin Ursini, erfüllten den Hof mit Freude. Die Spanier, welche die junge Königin, gleich bey ihren ersten Schritten zum Throne hin, ein Unternehmen, das so schwer zu bewerkstelligen schien, mit so vieler Entschlossenheit hatten ausführen sehen, faßten von ihr eine hohe Meinung. Die Hochachtung, die man für sie hegte, entsprach ihren großen Eigenschaften, der Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihrem Scharfsinn, ihrer weitausgedehnten Staatsklugheit, und besonders der Geschicklichkeit, womit sie die Liebe des Königs gewann, der sich jeden Tag neue Mühe gab, ihr zu gefallen;

len; dieß bestärkte den bereits unterhaltenen Argwohn, daß dieser Prinz dem zur Entfernung der Prinzessin Ursini angelegten Entwurfe beigetreten wäre.

Da die Königin in Spanien unbekannt, und ihr Hofstaat, der sie bis an die Grenze begleitet hatte, nach Italien zurückgekehrt war, die Prinzessin Piombino ausgenommen, die sich aber auch nur einige Monate zu Madrid aufhielt, und darauf wieder nach Rom zurückreisete; so war sie genöthigt, den meisten Umgang mit dem Abte Alberoni zu unterhalten, dem das Schicksal diese vortheilhafte Gelegenheit anbot, sich zu dem höchsten Glücke, das er hoffen konnte, hinaufzuschwingen. Unterstützt durch die Gunst der Königin, erwarb er sich auch die Gewogenheit des Königs. Er zeigte dieser Prinzessin die schicklichsten Mittel, die Zuneigung ihres Gemahls zu fesseln, und es gelang ihr vortrefflich; sie begleitete stets den König auf die Jagd, wo sie glücklich schoß, und indem sie sich nach dem Geschmacke dieses Prinzen bequemte, that sie nichts mehr, als was mit ihren eignen Neigungen übereinstimmte.

Die Streitigkeit mit der Inquisition war das schwerste Geschäfte, welches man damals zu beendigen hatte. Der Prinz von Cellamare und der Abt Alberoni wandten gemeinschaftlich viele Bemühungen an, um den König dahin zu bringen, daß er die Gründe des Cardinals del Giudice genehmigte, dem die Königin, auf Empfehlung der verwittweten Königin, bey ihrer Zusammenkunft zu St. Jean pied de Port ihre Beschützung versprochen hatte. Orry und Macanay waren nunmehr des mächtigen Beistands der Prinzessin Ursini beraubt, die unaufhörlich den Geist des Königs mit übeln Gesinnungen gegen diejenigen erfüllte, die ihren Credit schwächen konnten. Da aber jetzt ihre Abwesenheit der Königin ein freies Feld überließ, so gebrauchte diese Prinzessin die Aufsätze, die ihr der Prinz Cellamare mit Alberoni's Beyhülfe in die Hände spielte, und die von den gelehrtesten und tugendhaftesten Männern abgefaßt waren, um dem König zu zeigen, wie sehr ihn die Ehrsucht des Macanay und die stolze Unwissenheit des Orry hintergangen hätte. Sie hatten seit der Ankunft der Königin keinen besondern Umgang mehr mit dem Könige, und waren also nicht mehr im Stande, ihre angefangene Unternehmung gegen die Inqui-

quisition, für welche diese Prinzessin sich erklärte, fortzusetzen. Der Papst weigerte sich auch noch immer, die Abdankung des Cardinals anzunehmen. Man hat die Veränderungen gesehen, die Orry unternommen hatte, um den Marquis Grimaldo so viel als möglich von allen Unterredungen mit dem Könige zu entfernen. Grimaldo, der des Königs Gewogenheit niemals verlohr, hielt nun wieder mit ihm öftere Unterredungen, und gewann auf die Beschützung der Königin, die ihn zu ihrem Sekretär ernannte. Grimaldo, der vermöge seines sanften und friedlichen Charakters nur auf die Beruhigung des Königs sann, bestrebte sich, dem Streite mit der Inquisition ein Ende zu machen. Der Abt Franz Grimaldo, sein Bruder, ein vertrauter Freund des Prinzen Cellamare, flößte ihm diese Gesinnungen ein, die Albero seinerseits unterstützte, um der Königin das Verdienst einer Handlung zu verschaffen, die den Spaniern überaus angenehm seyn mußte. Der König stillte endlich den Lerm und das Aufsehen, welches diese große Streitigkeit erregt hatte, indem er dem Cardinal del Giudice erlaubte, wieder am Hofe zu erscheinen, und die Bedienung eines Generalinquisitors ferner zu verwalten. Dieser Streich stürzte die Gegenpartei. Der Cardinal überzeugte den König, wie übel er unterrichtet, und wie sehr das Memorial des Macanay irrig, verwegen und ärgerlich wäre: er entdeckte ihm, daß alle diejenigen, die die Prinzessin Ursini nicht beleidigen und derselben ihre Ergebenheit bezeigen wollten, ihm die Wahrheit verheelten, und daß, da sie sich die Unterstützung des Orry vorgesetzt hatte, die Furcht viele Räthe abgehalten habe, bey Abfassung ihrer Gutachten die Freymüthigkeit des D. Luis Curiel nachzuahmen; die Erhaltung der Monarchie und der Lauterkeit der katholischen Religion in Spanien, fügte er hinzu, müßte man der wachsamen Aufmerksamkeit des Inquisitionsgerichts und der Inquisitoren verdanken, die so gerecht und vorsichtig wären, als es Männer seyn müßten, die zur Beurtheilung und Entscheidung einer so wichtigen und delikaten Materie verordnet sind, die aber nicht so grausam und strenge wären, als die Franzosen sie schilderten; die durch eine übertriebene Nachsicht einiger Geistlichen eingerissenen Mißbräuche verdienten abgeschafft zu werden; allein man könnte die Abstellung derselben gemeinschaftlich mit dem Papste bewirken, ohne ketzerische Schmähschriften zu verbreiten, und sie einem Könige zu

überreichen; der Vorzugsweise den erhabnen Titel des katholischen Königs führte.

Diese Gründe überzeugten den religiösen Geist des Königs, und er ließ am 10. Februar eine Verordnung ergehen, durch welche er allen seinen Tribunälen den Befehl ertheilte, ihm freymüthig die Nachtheile anzuzeigen, die der Staat oder die Religion unter dem vorigen Ministerio erlitten hätten; er gestand, daß er übel wäre berichtet worden, und also wohl Dinge hätte billigen können, die mit dem Plane des Verhaltens stritten, das er zum Besten seiner Reiche und zur Lauterkeit der Religion beobachten wollte. Diese Verordnung, in welcher der König sich selbst anzuklagen schien, wurde von denjenigen getadelt, welche die Standhaftigkeit mit der Hartnäckigkeit, die sie als eine heroische Tugend ansehen, verwechseln: der Kardinal del Giudice war der Urheber derselben, und seine Feinde betrachteten den Rath, den er dem Könige dazu gab, als ein Merkmal des Stolzes und als eine eitle Pralerei mit seinem Triumphe. Dem sey nun, wie ihm wolle, so vollendete der Kardinal, was er so gut angefangen hatte, und der König befahl dem Orry, nach Frankreich zurückzukehren, und verstattete ihm nur wenige Stunden, um aus Madrid abzureisen. Macanay entfloh gleichfalls nach Frankreich, und nahm seinen Aufenthalt zu Peau, der Hauptstadt von Bearn. D. Luis Curiel kam an den Hof zurück und wurde in seiner Bedienung, und allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen wieder hergestellt. Man gab dem Rathe von Kastilien seine alte Gestalt wieder, indem man die überflüssigen Präsidentenstellen aufhob: mit den übrigen Tribunälen verfuhr man auf gleiche Weise. Kurz, alle Angelegenheiten erhielten eine andere Gestalt, und Spanien genoß nunmehr eine unerwartete Ruhe, die zwar nicht von langer Dauer war, gleichwohl aber diesem Staat einige Augenblicke Erhohlung verschaffte. Da der P. Robinet, ein stolzer, eigensinniger Mann, der niemals jemanden anders, als nur dem Könige zu gefallen gesucht hatte, den neuen Gang wahrnahm, den die Angelegenheiten nehmen würden; so überredete er diesen Prinzen, daß der P. d'Aubenton den Spaniern, deren Hochachtung er sich bereits erworben hatte, angenehmer seyn würde, und bat ihn um die Erlaubniß, sich nach Frankreich entfernen zu dürfen. Philipp ließ sich

beydes

beydes gefallen, und ohne Zeitverlust den P. d'Aubenton, einen gelehrten und sanftmüthigen Geistlichen, den er zu seinem Beichtvater ernannte, aus Rom herüber kommen. Indessen ward diese Wahl von einigen neuen Ministern nicht gebilligt, weil d'Aubenton über das Gemüth des Königs, dessen Gewissensführer er von seiner Kindheit an gewesen war stets eine große Gewalt gehabt hatte. Man erklärte den Kardinal del Giudice zum Staatsminister, und übertrug ihm alle auswärtigen Geschäfte. Er besaß in diesem Departement keine uneingeschränkte Gewalt, aber alle fremde Minister mußten sich mit ihm unterreden, und er stattete von ihren Eröffnungen dem Könige allein Bericht ab, nachdem er vorher das Gutachten des Staatsraths eingezogen hatte. Der Prinz von Cellamare wurde zum Oberstallmeister der Königin ernannt, und hatte diese Ehrenstelle dem Alberoni zu verdanken, dessen Ansehen jeden Tag höher stieg; und damit nicht ein Mann von einem erhabenen Geiste und bekannt mit den Ränken des Hofes, sich in die Gunst der Königin einschmeichelte, so ließ er ihr zum Beichtvater den D. Domingo Guerra geben, einen Mann, der die Ruhe liebte, keinen Ehrgeiz besaß, und ein tugendhaftes Leben führte, dessen Verdienste aber wirklich allzueingeschränkt waren, als daß er die ihm aufgetragene wichtige Stelle würdig bekleiden konnte.

verlust den P. d'Aubenton,
n Geistlichen, den er zu sei-
om herüber kommen. In-
igen neuen Ministern nicht
das Gemüth des Königs,
seiner Kindheit an gewesen
habt hatte. Man erklärte
Staatsminister, und über-
ste. Er besaß in diesem
te Gewalt, aber alle fremde
unterreden, und er stattete
ge allein Bericht ab, nach-
des Staatsraths eingezogen
re wurde zum Oberstallmei-
hatte diese Ehrenstelle dem
sehen jeden Tag höher stieg;
inem erhabenen Geiste und
s, sich in die Gunst der Kö-
r ihr zum Beichtvater den
nen Mann, der die Ruhe
nd ein tugendhaftes Leben
irklich allzueingeschränkt wa-
geue wichtige Stelle würdig

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 490
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
the scale towards document